



# Ecuador

## Land der vier Welten

In diesem Tagebuch beschreibe ich unsere Urlaubsreise nach Südamerika.  
Die Reise fand vom 14.1. bis zum 11.2.2022 statt.  
Landkarten dazu finden Sie auf Seite 134.





## Inhaltsverzeichnis

|               |     |
|---------------|-----|
| Warum Ecuador | 4   |
| Quito         | 9   |
| Otavaló       | 18  |
| Qilotola Loop | 25  |
| Mindo         | 30  |
| Cotopaxi      | 37  |
| Rio Napo      | 42  |
| Papallakta    | 58  |
| Kuyana Lodge  | 60  |
| Liana Lodge   | 66  |
| Baños         | 74  |
| Guamote       | 82  |
| Cuenca        | 89  |
| Cajas         | 96  |
| Santa Cruz    | 102 |
| Bartholome    | 106 |
| Pinzón        | 110 |
| Noth Seymor   | 116 |
| Santa Fé      | 120 |
| Letzter Tag   | 123 |

## Warum Ecuador

Wie bereits bei unseren vorherigen Fernreisen waren es meine Kindheitserinnerungen, die uns inspirierten und letztlich die Auswahl unseres diesmaligen Reiseziels beeinflussten. Neben den Reportagen aus den tierreichen Gebieten in Afrika oder Asien gab und gibt es regelmäßig Filme über die ganz besondere Artenvielfalt auf den Galapagos-Inseln. Abgeschieden von jeglichem Festland entwickelte sich auf den Inseln vulkanischen Ursprungs eine einzigartige Tier- und Pflanzenwelt. Berühmt wurde dieser Archipel unter anderem durch den Forschungsreisenden Charles Darwin, der mit seinem Vermessungsschiff HMS Beagle 1835 die Insel bereiste. Damals sammelte er zwar Exponate aus der Natur der Inseln, ließ diesen aber bei weitem noch nicht die Aufmerksamkeit zukommen, die später zur Entstehung seiner Theorie zur Entwicklung von Arten notwendig war. So schenkte er den Vögeln auf seiner Reise kaum Aufmerksamkeit. Die gefangenen Exemplare hatte er auch damals nicht den einzelnen Inseln zugeordnet. Zurück in England und aufgrund von Hinweisen aus seinem Forschungsfeld nahm er sich seine Exponate nochmals vor und entwickelte dann auch daraus seine Evolutionstheorie, die noch heute nichts an ihrer Gültigkeit verloren hat.

Riesenschildkröten, Meerechsen und Landleguane sind nur drei Spezies, die mich in ihren Bann gezogen hatten. Gerade diesen Reptilien galt mein Interesse. Aber was bietet das Land Ecuador, zu dem die Galapagos-Inseln gehören, noch? Wie der Name schon vermuten lässt, durchzieht der Äquator das südamerikanische Land. Die Anden, in denen die höchstgelegene Hauptstadt Quito liegt, ziehen sich von Kolumbien durch Ecuador und Peru bis nach Chile. Natürlich hatte ich auch von den indigenen Völkern im Amazonasbecken gehört. Aus diesen rudimentären Informationen galt es nun eine faszinierende Reise

zu entwickeln. So sammelte ich nach und nach Wissenswertes über das Land Ecuador, seine bewegte Geschichte, seine Bevölkerung, seine spannende Topografie und über die zahlreichen Sehenswürdigkeiten.

In touristischen Werbeanzeigen präsentiert sich Ecuador als das Land der vier Welten. Das Hochland der Anden, Sierra genannt, das Amazonasbecken, als Oriente bezeichnet, die Pazifikküste Costa und die Galapagosinseln. Jeweils mit eigenem Klima, Flora und Fauna und nicht zuletzt völlig unterschiedlicher Bevölkerungsstruktur und wirtschaftlicher Entwicklung. Unsere Reise sollte möglichst diese vier Welten abdecken.

Die Reisevorbereitungen fielen in die Zeit, in der unser Planet durch die Covid-19-Pandemie in Atem gehalten wurde. Dies stellte eine besondere Herausforderung an die Reiseplanung dar. Unsere vorherige Reise nach Nepal und Indien endete damals mit einer improvisierten Rückreise zu Beginn der weltweiten Reisebeschränkungen. Nun hofften wir, dass die Pandemie bis zu unserem geplanten Reiseantritt Ende 2021 soweit abgeklungen wäre, dass wir ohne größere Einschränkungen uns auf den Weg nach Südamerika machen könnten.

Ich begann mit der Auswahl von schönen Unterkünften und der Zusammenstellung möglicher Routen. Die Erkundung des Festlandes wollten wir eigenständig mit einem Mietwagen vornehmen. Für Galapagos hingegen war unser Wunsch, gerade in der unsicheren Covid-Situation, sich auf Fachleute zu verlassen.

Verschiedene Reiseführer, analog in Buchform oder digital im Internet, boten viele Einsichten in das so abwechslungsreiche Land: das Amazonasbecken mit seinen Quellflüssen, den Indios und den endlosen Urwäldern, die



mächtigen Vulkane, deren schneebedeckte Gipfel wie auf einer Perlschnur aufgereiht den Gebirgszug der Anden bilden, aber auch die Küste mit der Großstadt Guayaquil und endlosen Bananenplantagen. All das galt es zu besuchen.

Die Idee, ab dem ersten Tag mit einem Mietwagen das Land zu bereisen, scheiterte bereits im Ansatz, als ich erfuhr, dass man damit manche Teile der Hauptstadt Quito nur bedingt befahren kann. So entscheidet die Zahl auf den Kennzeichen der Fahrzeuge, an welchen Tagen man mit diesem in die Sperrzone fahren darf. Somit beschlosssen wir, die Stadt zu Fuß oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erkunden.

Manche Sehenswürdigkeiten, die in den Reiseführern ausführlich beschrieben werden, waren zum Zeitpunkt der Planung nicht mehr existent. So ist der eindrucksvollste Wasserfall des Landes, der Cascada San Rafael, seit dem 2. Februar 2020 versiegt. Statt der mächtigen Wassermassen, die über 130 Meter in die Tiefe stürzten, ist wohl nur noch ein winziges Rinnsal übrig geblieben. Das Wasser hat sich einen neuen Weg durch das Gestein gesucht. Es wird diskutiert, ob der Zusammenbruch des Flussbetts und das anschließende Verschwinden der Wasserfälle mit dem Betrieb des von China gebauten Coca Codo Sinclair-Staudamms etwa 20 km flussaufwärts zusammen hängt. Ein Projekt, welches bereits seit Jahren in der Kritik steht. Neben den massiven Eingriffen in die bis dahin unberührte Natur, gibt es erhebliche Baumängel, tödliche Unfälle während der Bauarbeiten und letztlich gravierende Korruptionsvorwürfe, die es in die Schlagzeilen der ecuadorianischen Presse geschafft haben. Aber auch die abenteuerliche Bahnfahrt um die Nase des Teufels, die „Nariz del Diablo“, mussten wir streichen. Aufgrund von Misswirtschaft in der staatlichen Eisenbahngesellschaft wurde deren Betrieb im gesamten Land eingestellt. Auch war es Korruption, die zu diesem immensen Verlust an

Infrastruktur geführt hat. Die Nase des Teufels hat ihren Namen von der wortgetreuen Form des Berges und der Tatsache, dass während der Errichtung der Bahnleise ca. 2.000 Arbeiter ums Leben kamen. Der Bau ist eine wahre Meisterleistung, da er auf unglaublich einfache und intelligente Weise der Bahn erlaubte, die letzten Höhenmeter an einer fast senkrechten Wand zu überbrücken. Diese neuen Erkenntnisse führten zu weitreichenden und umfangreichen Umplanungen der Tour, aber sie boten eben auch mehr Zeit für den Aufenthalt im Dschungel des Amazonasgebiets.

Den nun auf vier Wochen abgestimmten Plan stellte ich dann dem Reisebüro unseres Vertrauens zur Verfügung. Dort wurde der Lateinamerika-Spezialist Miller-Reisen zur Beratung hinzugezogen. Bereits nach wenigen Tagen erhielten wir dann auch eine umfangreiche Ausarbeitung, in der zumeist auf unsere Wünsche Rücksicht genommen wurde. So riet Miller uns dringend, von einer Autofahrt in die Amazonasregion abzusehen und empfahl, lieber dorthin zu fliegen. Für uns bedeutete diese Änderung, dass wir sowohl Mietwagenkosten als auch Fahrzeiten einsparten. Ebenfalls entfiel das Problem der sicheren Unterstellung des Mietwagens während unseres Aufenthalts im Dschungel. Mit etwas Murren gingen wir auf die vorgeschlagene Variante ein. Bei den von uns gewünschten Unterkünften konnte das Reisebüro nicht alle organisieren und so buchte ich die fehlenden Übernachtungen direkt bei den Anbietern via Internet.

Nachdem feststand, dass meine Amtszeit als Bürgermeister zum 31.12.2021 enden würde, war auch klar, dass wir im Januar ganz entspannt unsere Reise antreten konnten. Die Corona-Welle ebte im Sommer 2021 zusehends ab und das führte zu einer gewissen Entspannung unsererseits. Letztlich musste aufgrund einer dienstlichen Fortbildung Heikes die Zeitplanung noch etwas angepasst werden. So verschob sich die geplante Abreise um wenige Tage.

Die letzte Entscheidung, die es zu treffen galt, war die Frage, welches Flugunternehmen würde uns sicher in unser Urlaubsland bringen. Zur Auswahl standen die niederländische KLM mit einer Reise über Amsterdam und einem hochwertigen Serviceangebot oder die spanische Air Europa, die über Madrid Flüge nach Quito anbietet. Von der Air Europa hatte weder ich noch jemand aus meinem Bekanntenkreis je etwas gehört. Die Internetrecherche ergab, dass es sich um einen Billigcarrier mit dem Sitz auf der Baleareninsel Mallorca handelt. Nicht verwunderlich war, dass daher unser Reisebüro den Flug mit der KLM empfahl.

Der Nachteil der Verbindung über Amsterdam war allerdings, dass es sich um einen Flug über Tag handelte und wir so erst abends in Quito ankämen. Air Europa hingegen fliegt über Nacht und so würden wir einen zusätzlichen Tag in der ecuadorianischen Hauptstadt gewinnen. Wir verzichteten zugunsten des Zeitgewinns auf den besseren Komfort und beschlossen das Wagnis mit der Air Europa einzugehen.

Sehr einfach gestaltete sich die Beschaffung der passenden ausländischen Zahlungsmittel. Da Ecuador bereits vor vielen Jahren die eigene Währung abgeschafft hatte, hieß es für uns bei der Sparkasse, einfach einen gewissen Bestand an US-Dollars zu bestellen. Erfahrungsgemäß ist die Akzeptanz von Kreditkarten in solchen Ländern extrem hoch. Ebenfalls entfiel das Sammelsurium von diversen Vouchern. Diese Buchungsbestätigungen wurden uns überwiegend digital zugestellt.

In der Adventszeit nahm zum einen die Vorfreude auf unseren Urlaub, aber auch die Inzidenz der Corona-Erkrankungen zu. Eine neue Variante mit dem schönen Namen Omikron sorgte für rasant ansteigende Fallzahlen. So waren wir bis zur Anreise zum Frankfurter Flughafen unsicher, ob unsere Reise wirklich stattfinden konnte.

Mit Schrecken nahmen wir am 7. Januar 2022 die Nachricht auf, dass es auf einer der Galapagos-Inseln zu einem Vulkanausbruch gekommen war. „Satellitenbilder zeigen deutliche thermische Anomalien und Gas- und Aschewolken mit unterschiedlichen Höhen zwischen 1900 und 3800 Metern über dem Meeresspiegel“, hieß es in einer Mitteilung des Geophysischen Instituts Ecuadors. Demnach flossen an der Süd- und Südostflanke des rund 1700 Meter hohen Vulkans Wolf auf der Insel Isabela außerdem Lavaströme hinab. Damit stand fest, dass die von uns ausgewählte Insel Santa Cruz nicht betroffen war. Auch wurden keine Menschen durch die Eruptionen aus Lava und Asche gefährdet. Jedoch gab es die Bedenken, dass die am Vulkan lebende endemische Population der Rosada Drusenköpfe durch den Ausbruch ausgelöscht werden könnte. Doch wie sich später herausstellte, waren diese einmaligen Echsen nicht betroffen.

Mit genau austarierten Koffern konnte dann am 14. Januar 2022 unsere Reise nach Ecuador beginnen. Einreisebeschränkungen gab es zu diesem Zeitpunkt weder in Ecuador noch in Spanien. Allerdings war zur jeweiligen Einreise, selbst für den Transitbereich, eine Registrierung per Internet und die Vorlage eines aktuellen negativen Covid-Tests, sowie die Impfbescheinigung notwendig. Das Online-Formular für Spanien war extrem gut konzipiert. Sehr elegant und zeitsparend gab es die Möglichkeit, als Familie die Beantragung vorzunehmen. Daher entfiel die mehrfache Eingabe von Adresse- und anderen Stammdaten. Der einzige Stolperstein für mich war, dass ich bei der Eingabe unserer Adresse ein ß genutzt hatte und dies war dem spanischen Server auf der gegenüberliegenden Seite der Datenleitung völlig unbekannt. Natürlich stand uns die Registrierung per QR-Code auf unseren digitalen Endgeräten zur Verfügung. Zur Sicherheit hatte ich jedoch auch noch eine ausgedruckte Version im Handgepäck.



An das Tragen von FFP2-Masken hatte man sich über die vielen Monate längst gewöhnt. Klar war zu diesem Zeitpunkt, dass während des gesamten Fluges die entsprechende Pflicht bestehen würde. Bereits auf dem Frankfurter Flughafen gab es jedoch Reisende, die diese Schutzmaßnahme nicht einsahen. Sogenannte Maskenverweigerer fanden sich auch an unserem Schalter zum Einchecken. Nach mehrmaligen Hinweisen, nicht nur meinerseits, wurde von dem Ehepaar die Maske mürrisch über die Nase gezogen. Wir fühlten uns in direkter Nähe zu solchen Querdenkern verständlicher Weise recht unwohl. Wie der Teufel es wollte und ich es mir bereits ausgemalt hatte, bekam just dieses Ehepaar die Sitze direkt hinter uns im Flieger. Ihre Masken hatten sie bereist abgenommen und verstaut, als die Stewardess sie in freundlichem, aber bestimmten Ton auf Englisch aufforderte, ihre Masken aufzuziehen. Es wurde dem Ehepaar sogar angeboten, sollten sie unter Atembeschwerden leiden, dass sie in der letzten Sitzreihe im Heck der Boeing 737 Platz nehmen könnten und dort würde man dann von der Maskenpflicht abgesehen. Aufgrund der mangelnden Englischkenntnisse gingen sie jedoch auf diesen wohlgemeinten Vorschlag nicht ein, sondern blieben schimpfend sitzen, trugen und ertrugen murrend die Maske auf dem gesamten Flug nach Madrid.

So wie es angekündigt war, gab es auf dieser relativ kurzen Strecke von Frankfurt nach Madrid keinen Boardservice, der im Flugpreis mit inbegriffen gewesen wäre. Jedoch gab es ein überschaubares Angebot an Getränken und Snacks zu überaus fairen Preisen.

Der Flughafen Adolfo Suárez Madrid-Barajas ist der wichtigste europäische Knotenpunkt für Flüge nach Lateinamerika, sowie der Heimatflughafen der Fluggesellschaften Iberia, Air Europa und Wamos Air. Das hatte ich zuvor bereits gelesen. Dementsprechend sind wir davon ausgegangen, dass das ausgefallene Abendessen hier in

aller Ruhe nachgeholt werden konnte. Nach der Landung erfolgte ein langer Marsch von Terminal 1 zu Terminal 3. Über Anzeigen wurden wir dabei regelmäßig auf die noch zurückzulegende Zeit informiert. Zwischendrin, irgendwo zwischen unserem Ankunftsgate und dem Abfluggate wurden unsere QR-Codes eingescannt und der Impfnachweis überprüft.

Auf dem weiteren Fußweg hielten wir Ausschau nach den üblichen Anbietern von Fastfood-Gerichten oder nach anderen Möglichkeiten, unseren Hunger zu stillen. Aber mit jeder Ecke, um die wir kamen, schwand unsere Hoffnung, etwas Essbares käuflich erwerben zu können. Selbst die großen Ketten wie McDonalds oder Kentucky Fried Chicken hatten ihre Niederlassungen bereits geschlossen und bei Burger King, wurde gerade das Rolltor geschlossen, nachdem die Putztruppe den Restaurantbereich verlassen hatte. Aber es gab Automaten mit unterschiedlichsten Snacks, Softdrinks und Wasser. Ebenfalls waren viele Starbucks-Roboter zu sehen, die regelmäßig von fleißigen Helfern gereinigt und neu befüllt wurden. So besorgten wir uns etwas zum Knappern und verbrachten die Zeit gelangweilt irgendwo in einem der weitläufigen Fluren des Flughafengebäudes. Zwar hatte ich mir im Vorfeld herausgesucht, an welchem Gate die Maschine nach Quito üblicher Weise andockt. Doch die Bekanntgabe für den heutigen Tag, und das erfuhren wir an der Anzeigetafel, würde erst kurz vor dem Boarding erfolgen. Daher machte es auch keinen Sinn, sich bereits jetzt zu einem entsprechenden Areal zu begeben.

Als dann endlich das Gate bekannt gegeben wurde, strömten die Reisenden in Massen dicht an dicht dorthin. Wir warteten indes in einiger Entfernung entspannt darauf, dass sich die gebildete Schlange auflöste. Keiner der Drängelnden würde früher in Ecuador ankommen als wir, da waren wir uns ganz sicher.

Noch vor der angegebenen Abflugzeit rollte die Maschine in Richtung der Startbahn. Nach dem Start zeigte das Inflight-Entertainment-System eine prognostizierte Ankunftszeit an, die rund eine halbe Stunde vor der planmäßigen Landung lag. Diese Annahmen festigten sich auch während der ersten Hälfte des Flugs. Das sollte uns nur recht sein. Doch kurz vor der karibischen See nahm der Pilot wohl den Fuß vom Gas und so landeten wir sogar ein wenig später als im Flugplan angegeben.

Während des Flugs bekam ich recht wenig Schlaf. Stattdessen ließ ich mich von dem Bildschirm mit drei Filmen berieseln. Mit „Assassin's Creed“, einer wirren Story um die Suche eines Assassiners nach dem Apfel aus dem Garten Eden, dem Horrorfilm „Last Night In Soho“, welcher im digitalen Programmheft als Actionthriller angekündigt war und letztlich dem Ritterfilm mit genderkritischem Ansatz „The Last Duel“, war die Flugzeit fast gefüllt. Zwischendurch wurde ein knappes aber durchaus leckeres Mahl gereicht. Insgesamt waren die Befürchtungen unseres Reisebüros, was die Qualität anging, nicht eingetreten. Der Flieger, eine Boeing 787 Dreamliner, stellte sich auch als angenehm dar, wobei er nicht ganz an den Komfort des A380 herankam.

Etwas übernächtigt näherten wir uns im Sonnenaufgang unserem Zielflughafen „Aeropuerto Internacional Mariscal Sucre“ nahe der ecuadorianischen Hauptstadt Quito. Dieser recht neue Airport ersetzte im Jahr 2013 den gleichnamigen Flughafen im Zentrum der Stadt, welcher für seine problematisch anzufliegenden Landebahnen berüchtigt war. Wir landeten somit entspannt zwischen den umgebenden Andengipfeln.

Etwas müde, aber recht entspannt und darüber froh, dass wir unser gesamtes Gepäck in Empfang nehmen konnten, begaben wir uns zur Dokumentenkontrolle. Die Einreiseformalitäten waren schnell erledigt, dabei wurden die

Einträge in der deutschen Corona-App sowie die Testzertifikate eingescannt und digital auf deren Echtheit überprüft. Die Dame am Immigration-Schalter wünschte uns noch einen angenehmen Aufenthalt, so zumindest interpretierte ich ihre spanischen Worte.

Am Ausgang des modernen Gebäudes erwartete uns bereits der Fahrer, der von unserem ersten Hotel zu unserer Abholung beauftragt war. Stolz und strahlend winkte er uns mit einem Schild mit der Aufschrift „Fam. Hass“ zu. Ein Schreibfehler, der leider immer mal wieder vorkommt. Die Höflichkeit und Hilfsbereitschaft des Mannes machten diesen Fauxpas locker weg.





## Quito

Nun waren wir angekommen in dem fast kleinsten Land Südamerikas. Die Atmosphäre im Flughafengebäude wurde durch das temperamentvolle und unglaublich schnell gesprochene Spanisch der Lateinamerikaner bestimmt. Die Kommunikation mit unserem Fahrer war bei weitem langsamer, da er kaum Englisch und wir kaum Spanisch sprachen. Trotzdem verstanden wir uns gut.

Zu Fuß, mit allerlei Gepäck beladen, machten wir uns auf den Weg zum Parkplatz des Flughafens, vorbei an einem mächtigen Schriftzug mit dem Namen der Stadt „Quito“ und einer pompösen Werbetafel des deutschen Autobauers Opel. Die Marketingabteilung des Konzerns hatte es tatsächlich geschafft, einen kompletten, wahrscheinlich auch fahrbereiten Opel Corsa der neusten Generation an die Außenwand des Parkhauses zu hängen. Sicher eine Aktion, um die Fahrzeugmarke in Südamerika wieder bekannter zu machen. In den vergangenen Jahren verkaufte General Motors nämlich die Erzeugnisse aus den europäischen Werken in Lateinamerika unter dem Label Chevrolet. Der neue französische Mutterkonzern nutzt den berühmten Erfindergeist und den weltweit guten Ruf der deutschen Industrie in Verknüpfung mit dem historischen, deutschen Firmennamen in seinem Werbeslogan: „Opel - el original es alemán“. Als passioniertem Opelfahrer hat mir das natürlich sehr gut gefallen.

Das Wetter am Äquator war bei weitem kühler, als man es hätte erwarten können. Daher war es gut, dass wir noch die Bekleidung für das winterliche Deutschland an hatten. Trotz klarem, blauem Himmel zeigte das Thermometer in dem PKW unseres Fahrers gerade mal 7° Celsius.

Die Fahrstrecke vom Airport zum Hotel hatte ich mir im Vorfeld mehrfach auf meinen Karten und im Internet bei

Google Maps angeschaut und eingepägt. Diese Ansichten waren halt nur zweidimensional, hier kam die dritte Dimension dazu und diese hatte es in sich. Von den europäischen Alpen und selbst von den Ausläufern der Himalayas, kannten wir Straßen und Pisten in Hochgebirgen, doch das, was uns in Quito nun erwartete, kannten wir bei weitem noch nicht. Auf einer gut ausgebauten vier-, teilweise sogar sechsspurigen Autobahn ging es entlang von steilen Hängen und tiefen Schluchten bergauf und bergab. Je nach Motorisierung schafften das die Fahrzeuge um uns herum zügiger oder auch beschwerlicher. Da man in Ecuador kein Rechtsfahrgebot kennt, wurde sowohl links als auch rechts überholt. Mit diesen Eindrücken konnten wir uns bereits jetzt auf das einstellen, was wir in den nächsten Wochen mit unserem Mietwagen zu bewältigen hatten. Daneben erhielten wir auf der Fahrt in den historischen Stadtkern von Quito die ersten Eindrücke von der Großstadt und deren Topografie.

Hohe Berge, tiefe Täler und mitten drin die Hauptstadt Quito. Weiträumige Bebauungen entlang der steilen Hänge der alles überragenden Bergmassive. Das Zentrum von Quito selbst, im Talkessel auf 2.800 m bis 3.200 m über Meeresniveau gelegen, ist von Bergen und Vulkanen mit Höhen bis weit über 4.000 m umgeben. Dazwischen verlaufen zahlreiche tiefe Schluchten, die eine ganz besondere Herausforderungen für die Stadt- und Straßenplaner darstellen.

Unser Hotel lag inmitten der historischen Altstadt. Das merkten wir schon bald, nachdem unser Fahrer die gut ausgebaute Fernstraße verlassen hatte. Zwischen altherwürdigen Gebäuden aus der Kolonialzeit wurden die Straßen immer enger, so dass der letzte Teil der Strecke über Einbahnstraßen zurückgelegt werden musste.

Unser Hotel mit dem malerischen Namen „Casa Montero“ lag direkt an einem großen freien Platz, dessen Mitte ein Denkmal ziert. Den Namen „Plaza de Santo Domingo“ erhielt die Freifläche von der anliegenden Kirche „Iglesia de Santo Domingo“, welche im 16. Jahrhundert geplant und knapp 100 Jahre später fertiggestellt wurde. Das heroische Standbild stellt den General Antonio José de Sucre y Alcalá dar, der engste Vertraute von dem noch bekannteren Unabhängigkeitskämpfer Simón Bolívar. Antonio José Sucre leitete mehrere wichtige Schlachten in den südamerikanischen Unabhängigkeitskriegen. 1822 wurde er von Bolívar in die Region Quito entsandt. Dort besiegte er die spanischen Truppen in der Schlacht am Pichincha. 1826 wurde Sucre zum Präsidenten des neu gegründeten Staats Bolivien gewählt. Er bildete eine Regierung unter Führung von Simón Bolívar, der eine neue Verfassung entwarf. 1828 musste Sucre aufgrund des starken Widerstands des bolivianischen Volkes gegen seine Politik zurücktreten. 1830 wurde er zum Präsidenten des Kongresses gewählt, der in Bogotá mit dem Ziel zusammentrat, die Einheit Großkolumbiens zu sichern. Doch der Kongress scheiterte und auf dem Weg nach Quito wurde Sucre am 4. Juni 1830 vermutlich von politischen Gegnern ermordet. Sucres Ermordung stand wahrscheinlich in Zusammenhang mit der Nachfolge Bolívars, denn er war sein designierter Nachfolger. Großkolumbien zerbrach in der Folge in die Staaten Kolumbien, Ecuador, Panama und Venezuela. Noch heute gibt es Grenzstreitigkeiten, die auf diese Aufteilung zurückzuführen sind. Wie bedeutend die beiden Freiheitskämpfer für ganz Lateinamerika noch heute sind, sieht man daran, dass die Hauptstadt von Bolivien, welches nach Simón Bolívar benannt ist, den Namen Sucre trägt.

Der Zugang zu unserem Hotel bot sich uns nicht besonders einladend dar. Die martialisch vergitterte Eingangstür, vor der wir nun standen, öffnete sich erst, nachdem unser Fahrer uns über die Gegensprechanlage angemeldet

hatte. Dass es in großen Städten mit immensen sozialen Unterschieden nicht selten zu Kapitalverbrechen kommt, ist bekannt und unbestritten der Grund für diese Sicherheitsmaßnahmen. Hinter der Eingangstür folgte eine steile Treppe, die es für uns und unser Gepäck zu überwinden galt. Angekommen in der ersten Etage, wurden wir von einem jungen Mann an der Rezeption höflichst in fast akzentfreiem Englisch begrüßt.

Da wir am frühen Morgen eintrafen, rechneten wir nicht damit, dass wir bereits jetzt unser Zimmer beziehen konnten. Da jedoch außer uns keine weiteren Gäste im Hotel gastierten, wurden wir umgehend nach der Erledigung der Formalitäten auf unser Zimmer geführt. Über eine weitere Holztreppe erreichten wir eine umlaufende Empore, von der aus man einen tollen Blick auf die darunterliegende Empfangshalle hat. Pittoresk ist das Adjektiv, das mir am ehesten zu der Inneneinrichtung passend erscheint. Neben diversen historischen Sammelstücken waren es die vielen großen Farne, die dem Raum eine ganz besondere Atmosphäre verliehen. Die Töpfe mit den Pflanzen hingen geschickt von der Decke ab. Auf Bilder





im Internet waren diese prächtigen Farne gut zu sehen. Jedoch vermutete ich damals, dass es sich um künstliche Pflanzen handeln würde, doch weit gefehlt. Die mächtig wucherten Gewächse waren das Ergebnis der fürsorglichen Pflege eines älteren Herrn, der die gute Seele des Hauses ist.

Von der Empore aus waren auch die Gästezimmer erreichbar. Im Vorfeld hatte ich unsere Buchung nochmals optimiert und für einen überschaubaren Betrag ein Upgrade auf ein Zimmer mit Balkon und Ausblick auf die Plaza gebucht.

Das Zimmer, welches wir nun betraten, war schön eingerichtet und geräumig. Zwei Doppelbetten standen uns zur Verfügung und ein Minibalkon, von dem wir den Blick auf den Plaza de Santo Domingo hatten. Wir nutzen die Zeit, uns von der Reise frisch zu machen und beim Blick auf das Geschehen auf und um den Platz etwas zu entspannen, bevor wir aufbrachen, um ein nettes Café zum Frühstück aufzusuchen.

Dank Tripadvisor.com hatte ich bereits eine entsprechende Lokation im Vorfeld ausgesucht. Trotz aller Bemühungen war dieses Café jedoch nicht auffindbar. Eine Alternative konnten wir in den zur Fußgängerzone ausgewiesenen Straßen im historischen Zentrum schnell finden. Ein kleines Straßencafé mit einigen Tischen auf der gepflasterten Straße lud uns zum Frühstück ein. Inzwischen hatte auch die Sonne ihre Arbeit begonnen und wärmte langsam die Luft in Quito.

Heike bestellte für sich unter anderem einen Milchkaffee, sicher in der Erwartung, hier im Herkunftsland von begehrten Hochlandbohnen ein besonderes Geschmackserlebnis zu erhalten. Umso mehr waren wir verwundert, dass es eine halbvoll Tasse mit heißer Milch gab und dazu ein Fläschchen mit kaltem Kaffee. Okay, andere Länder andere Sitten. Zumindest wurden wir gesättigt.

Über Quito lag ein azurblauer Himmel, auf dem einige weiße Cumuluswolken wie aufgemalt zu sehen waren. Bereits am frühen Vormittag ließ sich jedoch erahnen, dass sich über Tag die Abgase der Großstadt zu einem dichten Dunst im Gebirgskessel ansammeln würden. Daher machen wir uns zügig auf den Weg zu unserer ersten Attraktion, die wir besuchen wollten. Es handelte sich um die Seilbahn TelefériQo, die uns auf eine der umliegenden Bergkämme bringen sollte. Zurück im Hotel baten wir darum, uns ein Taxi zu bestellen. Gerade in den ersten Tagen gibt es einem schon eine gewisse Sicherheit, wenn man nicht bei irgendwem ins Auto steigt. Auch ist das mit den Preisverhandlungen dann deutlich einfacher. Für fünf US-Dollar brachte uns der Taxifahrer direkt zur Talstation der Seilbahn. Auf der Fahrt lernten wir auch einige mit moderneren Gebäuden bebaute Teile der Stadt kennen. Die unpersönlichen Hochhäuser von Banken und Versicherungen könnten auch in jeder anderen Stadt der Welt stehen.



Genau wie in der gesamten Stadt war auch bei der Seilbahn der Zugang nur nach strengen Covid-Regeln möglich. Ich holte die Fahrkarten, während Heike und andere Begleitpersonen einen gesonderten Weg zum Eingang der Seilbahn nehmen mussten. Dadurch wurde ein dichtes Gedränge am Fahrkartenschalter erfolgreich vermieden. Der TelefériQo ist eine im Jahre 2005 in Betrieb genommene Luftseilbahn. Sie führt von der unmittelbar am Stadtrand auf etwa 3050 m Höhe gelegenen Talstation zu dem Berg Cruz Loma. Gemeinsam ging es zum Einstieg in die Gondeln, die jeweils vier Personen fassen. Zusammen mit einem weiteren Pärchen startete es dann steil und zügig in die Höhe. Nach wenigen Minuten Fahrt erreichten wir die Bergstation auf einer Höhe knapp unter 4.000 Metern über dem Meeresspiegel. Schnell merkten wir, dass die Luft hier deutlich dünner war als in der Stadt. Das Wandern in dieser Höhe ist durchaus schwerer als das, was man im europäischen Alpenraum gewöhnt ist. Nur langsam ging es immer weiter bergauf. Vorbei an dem Schild mit der Höhenangabe „Usted se encuentra a 4.100 msnm“ und dem Hinweis, dass diese Höhe besonders gefährlich für ältere Personen, Personen mit Bluthochdruck und Übergewichtige sei. Passt ja alles, dachte ich mir und es ging schnaufend weiter hin zu einer der Himmelschaukeln, für die Ecuador inzwischen weltweit bekannt ist. Während Heike die Chance nutzte, als eine der beiden Schaukeln frei war, den Ausblick über die tief unter uns liegende Stadt von der Schaukel aus zu genießen, begnügte ich mich damit, das auch ohne über den Abgrund zu schwingen zu tun. Trotz der Tatsache, dass wir noch am Vormittag unterwegs waren, begann das schier unendliche Häusermeer bereits im Dunst zu versinken.

Für was sind die Anden bei uns berühmt? Natürlich für die hiesigen Nutztiere, die Lamas. Die erhöhte Touristendichte an dem Cruz Loma wurde auch von findigen Einheimischen geschickt genutzt. Ein Lama und ein Ecuadorianer im Poncho genügen, um Besucher anzuziehen,

um sich dann für einen Dollar in Pose zu stellen und mit dem Touristen ablichten zu lassen. Ähnliche Gelegenheiten ergaben sich im Laufe der Reise noch mehrfach. Wir machten diesmal noch keinen Gebrauch von diesem Angebot.

Auf einem Plateau gab es ein Sportcamp. Es wurden Pferde zum Ausreiten für jedermann angeboten und eine hiesige Sportgruppe trainierte Boxen. Wir hatten hingegen genug damit zu tun, jede unserer Muskelzellen mit ausreichend Sauerstoff zu versorgen. Andere Wanderer, wohl bereits gut akklimatisiert, machten sich auf den Wanderweg in Richtung der Gipfel der benachbarten Berge. Bemerkenswert war, dass es hier überall Mülleimer mit Mülltrennung gab und es somit super sauber war. Diese Erfahrung machten wir auch auf der gesamten weiteren Reise durch das lateinamerikanische Land.





Nach einiger Zeit in luftiger Höhe machten wir uns wieder auf den Weg zurück zur Seilbahn. Genauso schnell wie uns die Gondel in die Höhe gebracht hatte, erreichten wir wieder die Stadt. Nun mussten wir auf eigene Faust ein seriöses Taxi finden und einen angemessenen Fahrpreis aushandeln. Das Ganze natürlich in einem Mischmasch aus Spanisch und Englisch. Sowohl die Taxisuche als auch die weiteren Verhandlungen um Preis und Fahrziel verliefen nahezu problemlos. Was das Fahrziel betrifft, hatten wir bereits öfter die Erfahrung gemacht, dass die Fahrer zuerst ohne Zögern sagen, dass sie den gewünschten Ort kennen, es sich während der Fahrt jedoch anders darstellt. So musste ich auch in diesem Fall die letzten Meter Navigationshilfe geben. Dem Taxifahrer waren zwar die unterschiedlichen Plätze im historischen Stadtkern bekannt, jedoch hatte er Probleme mit der Zuordnung der Straßen- beziehungsweise der Platznamen. Stolz auf dem Plaza San Francisco angekommen, mussten wir ihm erklären, dass das leider nicht der Plaza Santa Domingo wäre. Von hier war unser Hotel glücklicherweise nur wenige Straßenecken entfernt.



Von den sieben Grad am frühen Morgen waren wir inzwischen weit entfernt. Passend bekleidet starteten wir zur Sightseeingtour zu Fuß durch die historische Altstadt. Über den Plaza Santa Domingo waren wir auf der Suche nach einer Frühstücksgelegenheit nur schnell hinweg gehuscht. Nun hatten wir ausreichend Zeit, uns umzuschauen. Direkt am Platz gab es eine moderne Haltestelle. Barrierefrei und rundum verglast konnten hier die Fahrgäste bequem auf die zahlreich fahrenden Linienbusse warten. Von diesen bezogen einige ihre Fahrenergie aus Oberleitungen, so wie es diese auch in den 1950ern in Gießen gab. Ein Konzept, welches schon längst in deutschen Innenstädten Einzug gehalten haben sollte.

So gondelten wir gemächlich durch die Stadt, aber immer mit dem Ziel vor Augen, ein gutes Restaurant für unser Mittagessen zu finden. Ein Tipp war die „bodega de Cantúña“ mit ecuadorianischer Küche. Dieses Restaurant ist direkt an der Basilika San Francisco gelegen. Die mächtige Kirche ist der bedeutendste Teil des Franziskanerklosters. Die gesamte Anlage stammt aus dem 16. Jahrhundert und ist mit seiner imposanten Struktur das größte architektonische Ensemble unter den historischen Strukturen des kolonialen Lateinamerikas. Als Teil der Altstadt von Quito gehört er zum UNESCO-Welterbe. Besonders interessant ist eine Kunstgalerie, deren verwinkelten Gänge sich unterhalb des sakralen Gebäudes befinden. Hier konnte wir die facettenreiche und farbenfrohe Handwerkskunst aus Ecuador bewundern.

Der Tipp mit dem Restaurant war wirklich gut und so ließen wir uns dort am Rande der Plaza nieder. Die Speisekarte bot allerlei lecker klingende Speisen. Lomo, Chicken, also Rind und Huhn mit Reis und Plantanas, gestampft und gebratene Kochbananen, Mais in den verschiedensten Formen, sogar als Popcorn und Unterlage für das Steak wurden uns gereicht. Dazu einen frisch gepressten Jugo de Mora, einen Brombeersaft.

Von unserem Platz konnten wir wunderbar das geschäftige Treiben auf dem Plaza del San Francisco beobachten. Schuhputzer und Straßenverkäufer gingen ihrem Broterwerb nach, während Kinder und Hunde die Stadtauben aufjagten, die sich jedoch umgehend nur weniger Meter weiter auf dem Basaltpflaster des Platzes wieder niederließen und das Spiel begann von Neuem. Ein Prediger mit zwei Akku-Lautsprecherboxen nervte mit seinen aufdringlichen Reden, deren Inhalt wir zwar nicht verstehen, aber dessen Tonfall uns durchaus abweisend erschien. Die Polizei war damit beschäftigt, mit Handpuppen und einem als Tod verkleideten Mitarbeiter Aufklärung in Bezug auf Covid zu leisten. Das Thema wurde hier in Ecuador wirklich sehr intensiv behandelt. Kein Wunder, dass die Impfquote locker an die der westlichen Industriestaaten heranreichten. Grundsätzlich waren Mitarbeitende der Sicherheitsorgane flächendeckend in den Bezirken, die wir in Quito bereisten, anwesend. Im Zentrum waren es die Touristen- und die Stadtpolizei, die scheinbar allgegenwärtig für das nötige Sicherheitsgefühl sorgten.



Gesättigt setzten wir unsere Stadterkundung fort. Sehr angenehm war, dass viele Straßen für Verkehr gesperrt waren und wir uns so ohne Abgase und Lärm den altherwürdigen Gebäuden widmen konnten.

Neben kolonialen Geschäftshäusern wird die historische Altstadt von zahlreichen sakralen Gebäuden geprägt. Vor den mit viel Goldpracht ausgestatteten Kirchen bestand die Möglichkeit, Kerzen in allen Formen und Farben zu erwerben, aber auch Madonnen-Bilder und Rosenkränze waren im Angebot der Straßenhändler. Mit einem weiß-blauen Wägelchen und in adretter Uniform begegnete uns mehrmals ein Mann, der sauberes Trinkwasser anbot. Ob dies ein Angebot der Stadt oder ein privatwirtschaftliches Unterfangen war, konnten wir nicht herausfinden.

Ob im Seltersweg, der Fußgängerzone in Gießen oder mitten in Quito, eins haben scheinbar fast alle Einkaufsstraßen gemein, Panflöten-Musik. Hier in Ecuador gehört sie traditionell hin. Aber warum muss es immer „El Condor Pasa“ sein, was einem zu Gehör gebracht wird. Mit Tradition hatte dieses Instrumentalstück von dem deutschen Bandleader James Last wenig zu tun, zumal die berühmteste Aufnahme mit dem rumänischen Panflötenspieler Gheorge Zamfir aufgenommen wurde. Zur Abwechslung hörten wir dann aber eine Melodiefolge, die uns noch mehr verwirrte. „Tränen lügen nicht“ oder wie Otto Waalkes parodierte „Dänen lügen nicht“. Spätere Nachforschungen ergaben, dass das Original Soleado heißt und ein textloses Lied des Italieners Ciro Dammicco ist. Mit dem deutschen Text, gesungen von Michael Holm, wurde es 1974 unter dem Titel „Tränen lügen nicht“ bekannt. Mit unzähligen Coverversionen hat die Melodie weltweit Bekanntheit erreicht, so auch hier in dem Andenstaat.

Wesentlich authentischer war dagegen eine Musikgruppe von älteren Herrschaften, die mit Gitarrenbegleitung traditionelle ecuadorianische Weisen vortrugen. Dazu hatten



sie sich auf den Treppenstufen zum Portal der Catedral Metropolitana de Quito platziert. Diese Kirche ist bald nach der Gründung von der Stadt San Francisco de Quito im Jahre 1534 errichtet worden und ist somit die älteste ihrer Art im Land. In den vergangenen Jahrhunderten musste sie jedoch mehrfach nach Naturkatastrophen wieder errichtet werden. Diese Basilika liegt an der südwestlichen Seite der Plaza de la Independencia, die jedoch oft nur Plaza Grande genannt wird. Um diesen schicken mit

reichlich Pflanzen begrünten Park gruppieren sich noch weitere bemerkenswerte Bauwerke. So beispielsweise das Palacio Arzobispal, der frühere Sitz des Erzbischofs. Mit seinen Säulengängen und Innenhöfen wurde das Gebäude inzwischen zu einem touristisch geprägten Konsumtempel umgebaut. Ebenfalls direkt am Platz befindet sich der Carondelet Palace, der Regierungssitz der Republik Ecuador.



Die Basílica del Voto Nacional, Basilika des nationalen Gelübdes, gelegen auf eine Anhöhe, überragt mit ihren beiden Türmen die gesamte Altstadt. Sie ist die größte neugotische Basilika im gesamten Amerika. Als Teil des Erzbistums Quito trägt sie den Titel einer Basilica minor. Erst im späten 19. Jahrhundert geplant und 1924 fertig gestellt, gehört sie zu den jüngeren Bauwerken in diesem Stadtteil. Das Gebäude ist für seine Wasserspeier in Form von einheimischen ecuadorianischen Tieren wie Gürteltieren, Leguanen und Galapagosschildkröten bekannt. Um diese Sehenswürdigkeit aus nächster Nähe bewundern zu können, galt es für uns, einige Meter und Höhenmeter zu bewältigen. Dabei merkten wir sowohl den Sauerstoffmangel als auch die senkrecht über uns stehende Sonne, die unerbittlich die Luft in den Straßenschluchten aufheizte. Den Aufstieg in einen der beiden Türme sparten wir uns aus gegebenem Anlass. Auf dem Weg zurück zu unserem Hotel kamen wir auch am Staatstheater vorbei. Ebenfalls in der Kolonialzeit im italienischen neoklassizistischen Stil erbaut, hatte es sicher viel erlebt, musste allerdings aktuell wegen Corona seinen Vorhang geschlossen halten. Mit rund 800 Plätzen ist das Teatro Nacional Sucre das größte Theater Ecuadors.



Auf der gegenüberliegenden Seite des historischen Stadtkerns war es die Statue der Jungfrau von Quito, die über die Stadt wacht. Auf einem Hügel mit dem lautmalerschen Namen El Panecillo, das Brötchen, mitten in Quito steht seit 1976 diese Virgen de Quito, ein 45 m hohes Monument aus 7000 Stücken Aluminium.



Zurück im Hotel dauerte es nicht lange bis lautes Motorenrauschen und das Quietschen von Autoreifen in unser Zimmer drang. Ein Auto-Corso mit Oldtimern und Roadster bahnte sich seinen Weg durch die engen Gassen. Die Fahrzeuge waren allesamt mit viel Aufwand und Detailliebe hergerichtet. Dabei natürlich auch etliche Pickups aus US-amerikanischer Produktion der 50er und 60er Jahre. Allerdings auch viele Volkswagen, ein alter BMW und ebenfalls ein Opel Kapitän.

Für unser heutiges Abendessen hatte ich bereits von Deutschland aus einen Tisch in einem angesagten Restaurant in der Calle Ronda reserviert. Die La Ronda liegt im Stadtteil Marsical und erwacht am frühen Abend zum Leben. Sie ist mit ihrem groben Pflaster angeblich die älteste Straße in Quito. Unzählige Restaurants, Geschäfte und Bars säumen die autofreie Gasse und so findet sich für jeden Geschmack etwas Passendes. Entgegen der Beschreibungen in den Reiseführern schoben sich keine Menschenmassen durch die enge Gasse, auch gab es an



diesem Abend keine Kleinkünstler und Gaukler, die die Touristen unterhielten. Auch hier zeigte Covid seine existenzbedrohenden Auswirkungen.

Los Geranios, das anvisierte Restaurant war schnell gefunden und wir noch viel zu früh für den Reservierungszeitpunkt. So schlenderten wir immer weiter der Straße entlang in Richtung des Parks Urbano Cumando. Ein Freizeitgelände mit Kulturzentrum, so hatte ich es in den Reiseführern gelesen. Doch kurz bevor wir dort hingingen, wurden wir von zwei Polizisten auf Motorrädern angehalten und freundlichst gebeten, das Gebiet der Altstadt nicht zu verlassen. Die Gefahr von Überfällen sei zu hoch, da dort nicht durchgängig die Polizei patrouillieren würde. Natürlich folgten wir den Ansagen der Polizisten und machten uns auf den Weg zurück zum Restaurant.



Inzwischen hatten einige Lokale geöffnet und wir wurden von zahlreichen Frauen und Männern mit bunt bebilderten Speisekarten umworben. Wir blieben trotzdem bei unserer Wahl und so stiegen wir die enge steile Treppe hinauf, die zum „Los Geranios“ führte. Durch einen mit reichlich Geranien dekorierten Innenhof wurden wir in den Gastraum geführt. Ein Platz am Fenster war uns sicher, denn wir waren an diesem Abend wohl die einzigen Gäste.

Die nette Bedienung beriet Heike bei der Auswahl eines einheimischen Biers. Die Wahl fiel auf das Cerveza Negra Hades Bock, ein dunkles, sehr aromatisches Bier aus einer Kleinbrauerei wohl irgendwo hier im Viertel. Unglaublich lecker waren auch die wundervoll angerichteten Hauptspeisen. Mein Filet Mignon mit Blumenkohl, Broccoli und Princess-Bohnen ließ keine Wünsche offen. Durch das Fenster, an dem wir saßen, schaute uns von ihrem Hügel die hell beleuchtete Jungfrau von Quito beim Dinieren zu. Gut gesättigt machten wir uns auf den Rückweg. Die Sonne war längst hinter dem Horizont verschwunden. Trotz der Dunkelheit hatten wir dank der Anwesenheit der Touristenpolizei immer ein gutes Gefühl von Sicherheit. Sehr, sehr müde sanken wir in unser Bett. Nur der Widerschein des hell beleuchteten Kirchturms behinderte das Einschlafen ein wenig.



## Otavalo

Für unseren zweiten Tag in Ecuador hatten wir eine geführte Tour zu den von indigenen Einheimischen bewohnten Dörfern rund um Otavalo gebucht. Unsere Abholung am Hotel war für 7:30 Uhr bestätigt. Entsprechend hatten wir unseren Wecker gestellt und auch vom Hotelpersonal erfolgte rechtzeitig der Weckruf.

Gewissenhaft und für alle Klimavorkommnisse gerüstet standen wir pünktlich zur Abholung bereit. Die Zeit verging und nichts passierte. Verunsichert bat ich den Rezeptionisten Alexander darum, einmal bei dem Reiseveranstalter anzurufen und nachzufragen, wo der Abholdienst bleiben würde. Nach einigen Versuchen gelang es ihm, den Chef des Unternehmens zu erreichen. Nun stellte sich heraus, dass das Problem darin bestand, dass ich vergessen hatte, den Buchungstermin dem geänderten Reiseablauf anzupassen. Wir hätten also noch zwei Tage hier stehen müssen, bis unser gebuchter Guide erschienen wäre. Die Tour kann trotzdem stattfinden, war die gute Nachricht des Telefonats. Einzig wir beziehungsweise das Hotelpersonal müsste den Transport nach Otavalo organisieren.

Für Alexander war das augenscheinlich kein Problem, denn er kenne gute Taxifahrer, so seine Aussage. Nach einigen weiteren Telefonaten gab er uns das Zeichen, dass es gleich losgehen würde. Was auch immer gleich in Lateinamerika bedeutet, es ist zumindest eine andere Zeitspanne, wie wir sie gewohnt sind. Nach und nach lief uns die Zeit davon. Nach mehrfachem Nachfragen mussten wir letztlich um einige Straßenecken laufen, um dort den Fahrer mit seinem Privatwagen zu erreichen. Von offiziellem Taxi war also bei weitem keine Rede.

Die Fahrt ging zuerst durch die engen Straßen der Stadt, um dann auf der großen Ausfallstraße, der Simon-Bolívar-Avenue, fortgesetzt zu werden. Dieser Straßennamen

würde uns in den nächsten Tagen ständig begleiten. Immer bergauf, zumeist vierspurig, zog diese Fernstraße ihren Weg nach Norden. Auffällig waren die zahlreichen Rennradfahrer, denen wir begegneten. Diese nutzten offensichtlich den arbeitsfreien Sonntag, um auf den gut ausgebauten Autobahnen ihrem Hobby nachzugehen. Oft in kleinen Gruppen mit Begleitfahrzeug waren sie auf der rechten Spur oder auch auf dem Standstreifen unterwegs. Sportliches Radfahren in dieser Höhe mit dieser Topografie war für uns nicht vorstellbar. In Ecuador ist es neben Fuß- und Volleyball ein Volkssport.

Nach gut 100 Kilometern Fahrt erreichten wir fast pünktlich das Tal von Otavalo. Diese fruchtbare Ebene liegt im Schatten des längst erloschenen Vulkans Cotacachi und des Vulkans Imbabura, der dieser Region auch ihren Namen gibt. Wir fuhren an dem Lago San Pablo vorbei in das Zentrum der Stadt Otavalo. Jetzt kam die große Herausforderung, den Treffpunkt zu finden. Ohne genaue Adressangaben kein leichtes Unterfangen, wie wir feststellen mussten. Die Fahrtzeit war gut kalkuliert. Die Zeit, die nun benötigt wurde, um sich gegenseitig zu treffen, war hingegen wesentlich länger, als man es vermuten würde. Irgendwo in der Nähe des Plaza del Pocho mit seinem farbenfrohen Markt musste das Reisebüro sein. Die Tatsache, dass es in Ecuador selten Straßennamen und erst recht keine Hausnummern gibt, würde uns auch noch in den kommenden Tagen hier und da zu schaffen machen. Dank moderner digitaler Endgeräte und ständiger Erreichbarkeit trafen wir dann auf Fausto, unseren heutigen Guide. Das Angebot des Fahrers, für ein stattliches Honorar hier in Otavalo zu warten, um uns dann zurückzufahren, schlugen wir aus. Wir gingen davon aus, dass Fausto sicher auch einige Freunde hatte, die den Rücktransport gerne durchführen würden.



Fausto selbst ist ein Indigener vom Stamm der Kichwa, wie die meisten Einwohner in dieser Region um Otavalo. Die Handwerksbetriebe dieser Volksgruppe und die hiesige Kultur waren heute unser Ziel.

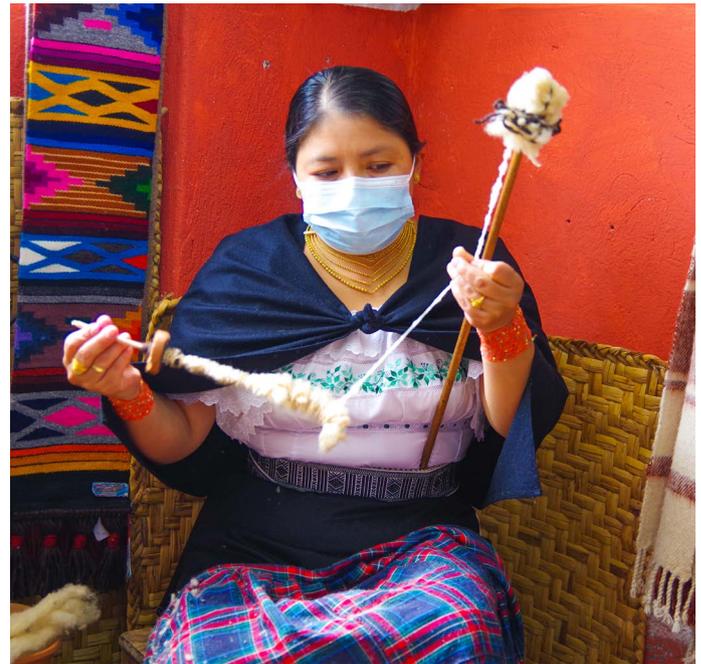
Der Hyundai-Minibus, mit dem Fausto uns durch die Gegend chauffierte, war bereits gut in die Tage gekommen, bot aber mehr als ausreichend Platz für uns und unser Gepäck. Den ersten Haltepunkt, eine Schilfflechterei, erreichten wir bereits nach kurzer Fahrt zurück zum Lago San Pablo. Das sorgsam geschnittene Schilf lag zum Trocken vor dem Gebäude, allerdings war hier niemand anzutreffen. Die Gebäude in dem Ort waren mehr oder weniger im Rohbau, aber bereits bewohnt. Fausto erklärte uns, dass die Wünsche nach einer Villa zumeist aus wirtschaftlichen Gründen nicht innerhalb von einigen Jahren oder gar Jahrzehnten zu verwirklichen seien und man sich daher in kleinen Etappen seiner Wunschfinca näherte.

Das besondere bei den hier gefertigten Matten und anderen Gebrauchsgegenständen aus der endemischen Totoras-Schilfsorte ist deren langjährige Haltbarkeit. Aufgrund der klimatischen Bedingungen hat sich wohl diese Eigenschaft herausgebildet.

Am Ufer des Sees hatten wir dann die Möglichkeit, die Produkte in Augenschein zu nehmen. Eine Kichwafrau präsentierte ihr Repertoire an Flechtwerk. Neben den traditionellen Matten gehen die Betriebe inzwischen auch auf die Wünsche der touristischen Besucher ein, denen es kaum möglich ist, eine zwei auf drei Meter große Matte mit nach Hause zu nehmen.

Am Ufer lag ein recht großes Partyboot in Form eines Katamarans, von dem aus südamerikanische Popmusik weithin durch das Tal schallte. Eher krächzend kam diese Musik daher, da die Verstärkeranlage völlig übersteuert war. Dabei waren zu diesem Zeitpunkt keinerlei Gäste zu

entdecken. Neben diesem kleinen Zentrum des Fremdenverkehrs grasten Kühe und Schweine am Ufer des nicht besonders sauberen Sees. Ein knallroter Vogel zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Fausto versuchte mir zu der Tierart einige Infos zu geben, was jedoch an gewissen Sprachbarrieren scheiterte. Auch die Tatsache, dass das Tier bei den Kichwas übersetzt „schöner Vogel“ heißt, half mir nicht viel weiter. Weiter Nachforschungen ergaben, dass es sich womöglich um einen Rubintyrann handelte.



Neben dem Schilf wird in der Region auch Wolle und Leder kunstvoll verarbeitet. Daher steuerte Fausto nun einen wollverarbeitenden Handwerksbetrieb an. Direkt am Dorfplatz mit der historischen Kirche befand sich dieser Betrieb. Wir betraten mit Fausto das Haus durch eine verglaste Schiebetür. Dahinter öffneten sich einige Räume, in denen die unterschiedlichsten Produkte aus Wolle ausgestellt waren. In einem etwas tiefer gelegenen

Raum wurden von einer jungen Frau die verschiedenen Arbeitsschritte zur Herstellung eines Wandteppichs an historischen Webstühlen gezeigt. Vor uns war noch ein amerikanisches Paar, welches sich die einzelnen Produktionsschritte zeigen ließ. So hatten wir ausreichend Zeit, die Waren in den Verkaufsräumen zu begutachten. Die Wände waren mit farbenfrohen Wandteppichen geschmückt. Die Motive darauf stammten allesamt aus der vielfältigen Natur des Landes. Nicht nur Pflanzen und Tiere aus den Anden, sondern auch die der Galapagosinseln waren vertreten. Daneben Szenen aus dem Leben der indigenen Bevölkerung. Gewebt, gestickt, geflochten, gefilzt oder genäht, jede Art des textilen Kunsthandwerks wurde hier angeboten. Eine breite Palette von Rucksäcken, geschmückt mit Christus-Bildern, japanischen Mangas oder den Insignien der berühmtesten spanischen Fußballclubs, zeigten die breite Spanne der Kundschaft auf. Auf die breite Auswahl an Ponchos wurden wir mehrfach von dem Verkäufer hingewiesen.

Nachdem sich die Amerikaner verabschiedet hatten, wurden wir in das Untergeschoss gebeten. Die Vorführung begann mit der Aufbereitung der Wolle. Die Fasern wurden mit Nagelbrett oder auch ganz historisch mit stacheligen Fruchtkapseln gekämmt. Sehr anschaulich und fühlbar wurde uns der Qualitätsunterschied zwischen Schafs- und Alpakawolle dargelegt. Anschließend erklärte uns die junge Kichwa, wie die Wolle ihre Farbe erhält. Gerade die Farbigkeit zeichnet ja die hiesigen Produkte aus. Dabei kommen ausschließlich Naturfarben aus unterschiedlichen Pflanzen beziehungsweise aus zerdrückten Läusen, die an Kakteen leben, zum Einsatz. Der letzte Arbeitsschritt hin zum Wandteppich erfolgte dann an einem historischen Webstuhl. So wie wir es aus deutschen Heimatmuseen kennen. Mit Dank und einer Gabe in die Donation Box ging es zurück in die Verkaufsräume. Dort ließ sich Heike weiter beraten, während ich es vorzog, das Dorfleben vor der Kirche zu beobachten.

Wenige Straßenecken weiter gab es die nächste Sehenswürdigkeit. Diesmal ging es um die Herstellung von Musikinstrumenten. Nicht nur Pan-Flöten gehörten zu dem Portfolio der Werkstatt, ebenso ausgestellt waren Querflöten, Regenrohre, Chimbales und Charangos, eine Gitarre, die eher einer Ukulele ähnelt, jedoch mit einem Resonanzkörper aus dem Panzer eines Gürteltiers. Wobei gleich darauf hingewiesen wurde, dass beim Neubau von Charangos heutzutage ausschließlich mit Holz gearbeitet würde. Gürteltiere ständen nämlich schon lange unter Naturschutz. Nachdem uns die Besonderheiten jedes Instruments von einer jungen Frau auf Spanisch erklärt wurden, gab es zum Abschluss noch ein Vorspiel mit den verschiedenen Flöten. Fausto unterstützte das Ganze mit einigen hilfreichen Übersetzungen.



Damit war der erste Teil der Tour beendet. Nun stand freie Zeit auf dem Plan. Dazu fuhren wir nach Cotacachi, einer Kleinstadt, die am Rande des gleichnamigen Vulkanes liegt. Der Ort ist über die Region hinaus für seine Lederprodukte bekannt. Fausto parkte direkt im Zentrum am Parque Abdón Calderón, direkt vor dem modernen Rathaus. Vorher zeigte er uns noch ein empfehlenswertes Restaurant, schließlich war es Zeit für ein Mittagessen. So bummelten wir durch das durchaus mondäne Städtchen.



Aus fast jedem zweiten Geschäft duftete es nach frisch verarbeitetem Rindsleder und in den Auslagen waren die schicksten Taschen und Jacken zu begutachten. La Marqueza hieß das empfohlene Restaurant und der Tipp war sehr gut. Während sich Heike mit einer Suppe begnügte, ließ ich mir Rindfleisch mit kunstvoll geschnitztem Gemüse und Pommes servieren.

Auf dem Weg zu Faustos Wagen hatten wir dann noch Gelegenheit, unsere Wasservorräte aufzufüllen. Dass der Ort auch gerne von amerikanischen Rentnern als Altersruhesitz gewählt wird, spiegelte sich unter anderem darin wider, dass am Straßenrand der Haupteinkaufsstraße ein lebensgroßer Charly Chaplin stand und zahlreiche Gringos mit Cowboyhüten unterwegs waren.

Auf der Tour kam nun der Teil „Aktivität“. Wir fuhren weiter zum Meerschweinchensee, dem Laguna Cui-cocha. Nach dem bunten Treiben in den Bergdörfern gab es nun Natur satt. Trotz des Sonnenscheins war es am Rande des Kratersees recht kühl. Die Caldera mit einem Durchmesser von drei Kilometern entstand durch eine massive Eruption vor zirka 3100 Jahren. Auf dem Grat rund um den See verläuft ein Wanderweg, auf dem wir einen Abschnitt mit Fausto zurücklegten. Dabei erklärte er uns, dass der See keinen natürlichen Ablauf besitze und das vom fast 5000 m hohen Vulkan Cotacachi zulaufende Wasser ausschließlich versickere. Die beiden gut sichtbaren Inseln seien nicht zugänglich und aufgrund der hohen Alkaliwerte und wiederkehrenden vulkanischen Aktivitäten existiere in dem 200 Meter tiefen Gewässer annä-



hernd kein Leben. Für die Ureinwohner hat diese Lagune eine besondere rituelle Bedeutung. Am zweiten Tag des Inti Raymi, dem Sonnenfest zur Sommersonnenwende, nehmen indigene Kichwa-Schamanen im Cuicocha ein rituelles Reinigungsbad.

An verschiedenen Stellen des Lehrpfades gab es Darstellungen zu dem Mond- und Sonnenkalender, wie sie zur Planung der Vegetationsphasen der Bauern, was Aussaat und Ernte betraf, genutzt wurden. Dieses Wissen der Inkas wurde immer an die folgenden Generationen weitergegeben.



Dann erreichten wir das dazugehörige Infozentrum mit seinen diversen Schautafeln. Dabei stellte sich heraus, dass diese Anlage von der deutschen KfW mitfinanziert wurde. Zum Abschluss der Tour folgte der obligatorische Besuch des Ponchomarkts im Zentrum von Otavalo. Auch wenn wir nicht am Hauptmarkttag hier waren, so war doch der gesamte Platz mit Verkaufsständen belegt. Wir bahnten uns den Weg zwischen Ständen mit Gemälden in der für Lateinamerika bekannten naiven Kunst und Kleiderständen mit traditioneller Mode hindurch. Keramik, Hüte, Taschen und Schals wechselnden sich ab. Gestrickte Fingerpuppen konkurrierten mit billigem Plastikspielzeug. Unvermeidlich zu dieser Zeit Masken, also Mund- und Nasenschutz, bestickt mit den für

Ecuador landestypischen Motiven. Bunte Stoffe mit den unterschiedlichsten Mustern zur Nutzung als Wickelkleid und natürlich Ponchos und Hängematten in riesiger Auswahl. Fast ausschließlich für die Touristen waren Lamas und Meerschweinchen aus Alpakawolle im handlichen Handgepäckformat im Angebot. Heike machte sich schon Gedanken zum Thema „Mitbringsel“ und so erwarben wir Schals aus echter Alpakawolle. Wie man das testet, hatten wir ja heute gelernt.

Pünktlich zur ausgemachten Uhrzeit und exakt an dem vereinbarten Treffpunkt tauchte Edison mit seinem stylisch aufgemotzten Toyota Hilux auf. Fausto hatte sich um eine gute Rückfahrt nach Quito für uns gekümmert. Das Fahrzeug machte einen durchaus bemerkenswerten Eindruck und auch Edison war ein angenehmer Zeitgenosse.

Zurück ging die Fahrt wieder vorbei am Lago San Pablo und an unzähligen Gewächshäusern. Da, wo wir auf der Hinfahrt am ehesten nach den mächtigen Vulkanen geschaut hatten, fielen uns nun vermehrt die riesigen mit Foliengewächshäusern belegten Felder auf. Im gesamten Hochland von Ecuador und ganz besonders in der Region um Otavalo und Cayambe werden Schnittblumen industriell angebaut. Nirgends gediehen sie besser als hier, heißt es, nirgends auf der Welt seien sie schöner, bunter und kräftiger. Für Ecuador sind die hier wachsenden Blumen ein maßgeblicher Wirtschaftsfaktor. Neben dem Export von Erdöl, Bananen und Meeresfrüchten trägt der Rosenexport mit rund 800 Millionen US-Dollar Umsatz im Jahr erheblich zur Handelsbilanz bei. Weltweit ist damit Ecuador der drittgrößte Blumenexporteur. Mit einem Marktanteil von 10% werden hauptsächlich die USA, Japan und immer stärker China beliefert. Die Mode in diesen Ländern spiegelt sich auch in den Zuchtergebnissen wider. Es kann gar nicht bunt genug sein. So gibt es Sorten, in denen in einer Blüte so ziemlich alle Farben des Regenbogens vorkommen. Der wirtschaftliche Erfolg hat natürlich auch

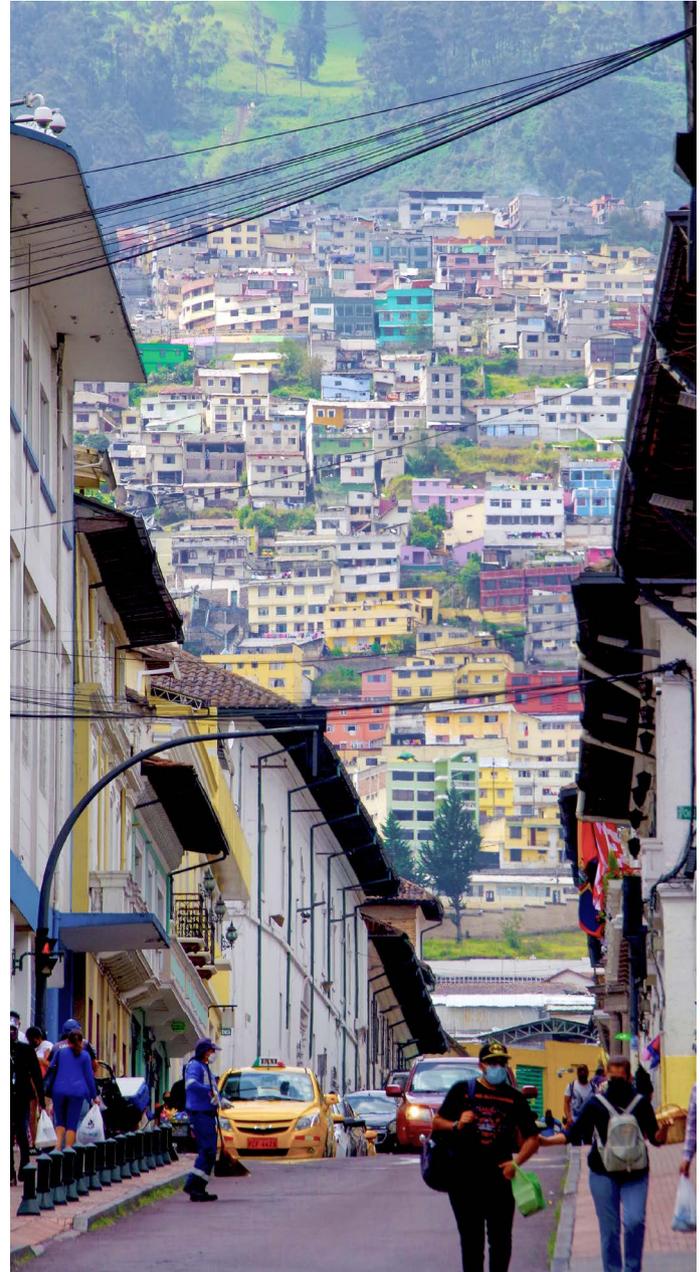


seine Schattenseiten. Es kommen große Mengen an Pestiziden zum Einsatz und der Bedarf an Wasser übersteigt stellenweise das reichhaltige natürliche Angebot. Sicher gibt es auch ökologisch ausgerichtete Betriebe und Fair Trade ist auch bekannt, aber noch sind dies nur positive Randerscheinungen.

Zurück in der Hauptstadt wurde uns der deutliche kulturelle Unterschied zwischen der Bevölkerung von Quito und Otavalo bewusst. So deutlich wie Quito europäische geprägt ist und sowohl Kleidung, als auch die gesamte urbane Art eher den von westeuropäischen Stadtbewohnern entsprach, war es in den Gemeinden um den Vulkan Imbabura sehr deutlich zu merken, dass die Menschen, die hier leben, eine vollkommen andere Sozialisierung erlebt haben. Wie anders das noch sein kann, erlebten wir in den folgenden Wochen.

Aufgrund der positiven Erfahrungen vom Vorabend entschieden wir uns, das Abendessen nochmals im Casa del los Gerianos einzunehmen.

Am folgenden Morgen stand der große Wachwechsel am Regierungssitz auf dem Tagesprogramm. In zahlreichen YouTube-Videos ist dieses Spektakel mit Pferden und glanzvollen Uniformen im Internet zu bewundern. Zuvor erwartete uns jedoch nochmal ein liebevoll hergerichtete Frühstück. Wie bisher immer, wenn wir ihn trafen, strahlte der alte Herr des Hauses uns an diesem Morgen bereits entgegen, als wir zum Frühstückstisch kamen. Neben den prächtig gedeihenden Pflanzen hatte er noch eine weitere Leidenschaft, die er uns heute zeigte. Auf der Dachterrasse besaß er eine Voliere mit Papageien oder Sittichen. Bis dahin konnten wir die Schreie der Vögel, die wir bereits am Vortag vernommen hatten, nicht einordnen.



Nach dem Frühstück machten wir uns auf den Weg zum Wachwechsel vor dem Regierungssitz Ecuadors, dem Palacio de Carondelet. Die großzügige Planung ließ noch reichlich Zeit für einen Kaffee im Dulceria Colonial cafe. Von dort hatten wir einen hervorragenden Blick auf das Geschehen auf dem Plaza Grande. Immer mehr Polizeikräfte sammelten sich. Mit Segways, Motorrädern, PKWs oder einfach nur zu Fuß erreichten sie das Areal. Ein Teil der Polizisten versammelte sich auf der Freifläche vor dem Regierungssitz. Ebenfalls traf dort eine Gruppe von Demonstranten ein. So mussten wir feststellen, dass der wöchentlich stattfindende historische Wachwechsel diesmal der Covid-Pandemie zum Opfer gefallen war und stattdessen eine Demo stattfand. Auf einem Banner stand in großen Buchstaben „exigimos liquidaciones justicas“ - Wir fordern faire Abfindungen. Der genaue Hintergrund ließ sich nicht eruieren. Jedenfalls war die Demo insoweit ein Tagesereignis, denn sogar zwei professionelle Kamerteams waren vor Ort.

Ohne die bunten Bilder des Wachwechsels gab es dafür nun noch ein wenig Sightseeing. Sakrale Bauten und das bunte, lebendige Stadtleben waren auch nett anzusehen. Der Stand mit dem Cafe to go, an dem Heike bereits vorher wegen des Milchmangels gescheitert war, hatte es inzwischen geschafft, echte Milch aufzutreiben, so dass dem Genuss eines Latte Macchiatos nichts mehr im Weg stand. Auf dem Rückweg zu unserem Hotel reihten sich in dem Straßenzug Läden für Kinderbedarf aneinander, von Schulheften, buntem Plastikspielzeug, bis zu einer unübersehbaren Zahl von Piñatas. Diese bunt gestalteten Figuren, heutzutage aus Pappmaché, die bei Kindergeburtstagsfeiern mit Süßigkeiten gefüllt sind, gab es in allen erdenklichen Formen: als Spiderman, Olaf, den Schneemann, bis hin zu Prinzessinnen war alles im Angebot.

Nun hieß es Abschied nehmen von dem netten kleinen Hotel in Quito. Per Taxi ließen wir uns samt Gepäck zur Mietwagenstation von Avis in der Stadt bringen. Kleine Missverständnisse gab es trotz der klaren Vereinbarungen, die wir über die Reiseagentur getroffen hatten. Nach etwas Wartezeit wurde geklärt, dass im Wagen auch ein WLAN-Router für uns zur Verfügung stand. So konnten wir mit dem gemieteten Toyota Fortuner alsbald den Hof des Unternehmens verlassen, um uns in den Verkehr der Stadt zu stürzen. Nach einigen hundert Metern fiel mir auf, dass der Tank wohl nicht bis zum Anschlag gefüllt war. Die Tanknadel hatte sich zwar nach und nach in Richtung des oberen Skalenanschlags bewegt, war jedoch kurz vorher zum Stehen gekommen. Dass dies später noch zu Diskussionen führen würde, war mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewusst.

Unser nächstes Hotel mit dem Namen „Rincon de Puemba“ lag etwas außerhalb von Quito. Es handelte sich um ein Tagungshotel in der Nähe des Flughafens. Eigentlich gut über die Fernstraßen zu erreichen, jedoch führte der letzte Teil der Fahrt dorthin komplett über die Dorfstraßen des Orts Puemba, was doch einiges an Zeit benötigte. Dass es die hinterste Ecke vom Puemba war, an dem das Hotel lag, ergab sich bereits aus dem Namen. Rincon de Puemba heißt nämlich Ecke von Puemba.

Das moderne Hotel war mit einigen an den Kolonialstil erinnernden Dekorationen schön hergerichtet. Alles in einem guten Zustand und dazu ein wunderbarer Pool, der uns jedoch bei Außentemperaturen weit unter 20 Grad nicht zum Baden einlud. Das Abendessen nahmen wir mangels Alternativen am hintersten Eck des Vorortes im Hotel ein. Diese abgelegene Lage machte es wohl auch nicht notwendig, das Preis-Leistungsverhältnis mit Mitbewerbern in Konkurrenz zu stellen. Satt und um einiges an Finanzen erleichtert schliefen wir später ein.



## Quilotoa Loop

Für den heutigen Tag hatten wir uns ein hohes Ziel gesetzt. Geplant war die Besteigung des Cotopaxi bis zur Refugio José Rivas. Durch seine regelmäßige, konische Form und die Eiskappe auf dem Gipfel entspricht der Cotopaxi dem Idealbild eines Stratovulkans. Daneben ist er mit 5.897 m der zweithöchste Berg Ecuadors und einer der höchsten aktiven Vulkane der Erde. Eine Gipfelbesteigung ist zwar auch möglich, wir wollten uns aber mit einem Marsch vom Parkplatz bis zur Schutzhütte auf knapp 5.000 m begnügen.

Von unserem Hotel in einem Vorort von Quito war der Nationalpark rund um den Cotopaxi gut zu erreichen. Nach dem Frühstück machten wir uns hoch motiviert auf den Weg dorthin. Uns waren die klimatischen Bedingungen bekannt, die wir am Vulkan zu erwarten hatten. Dementsprechend waren wir für die Wanderung im Hochgebirge am Rande eines Gletschers ausgerüstet. Dafür hatten wir in unserem Reisegepäck dicke Wandersocken, lange Unterhosen, Winterjacken, Buffs und Mützen und natürlich Handschuhe.

Leider hatten wir einige Probleme mit dem WLAN-Modem und so mussten wir analog navigieren. Für diesen Fall hatte ich gut vorgesorgt und eine Wegbeschreibung auf Papier dabei. Die Fernstraße E35 führte uns immer weiter in Richtung Süden. Nach zahlreichen Kreisverkehrsplätzen erreichten wir die Ausfahrt zum Nationalpark. Anfangs noch asphaltiert, änderte sich das jedoch bald. Die Straße wurde zusehends schmaler, die Asphaltdecke wich Pflastersteinen und das Pflaster irgendwann einer Schotterpiste. Aber genau für solche Fälle hatten wir uns ja einen Mietwagen mit Allradantrieb ausgesucht.

Die Fahrt führte uns durch eine wunderbare Landschaft, die mit ihren grünen Wiesen und idyllischen Bachläufen an das Allgäu erinnerte. Es fehlte nur noch, dass zwischen den grasenden Kühen der Bär aus der Werbung für Bärenmarke-Kondensmilch daher käme. So sehr entsprach diese südamerikanische Landschaft dem Klischee von deutscher Almromantik. Ab und an durchquerten wir kleine Dörfer oder die Fahrt ging an vereinzelt Bauernhöfen vorbei. Ganz selten begegneten wir auf dieser Strecke anderen Fahrzeugen und wenn, dann waren es offensichtlich Landwirte, die hier ihrem Tagwerk nachgingen. Von anderen Touristen war weit und breit nichts zu sehen.

Bereits seit langem war unser Ziel, der Vulkan Cotopaxi mit seinem weißen, schneebedeckten Gipfel, gut zu sehen. Mit jedem Kilometer, den wir näher kamen, beherrschte der mächtige Vulkankegel den Horizont. Glücklicherweise war der Berg nicht von Wolken verhüllt und so gab es viele Möglichkeiten, Fotos zu machen.



Nach knapp zwei Stunden Fahrt erreichten wir das Tor zum Nationalpark. Die Zufahrt war mit Pylonen zugestellt. Als wir uns mit unserem Toyota näherten, erschien einer der Ranger. Bis dahin dachten wir, das hat so seine Richtigkeit, schließlich muss man sich bei der Einfahrt in einen Nationalpark registrieren. Jedoch klärte uns dann der Ranger auf, dass der Nationalpark ab heute wegen der Covid-Pandemie geschlossen wäre. Ausnahmen gäbe es nur für Bergsteigergruppen, die über entsprechende Unternehmen Übernachtungen im Refugio gebucht hätten. Jeder Versuch einer Diskussion wurde sofort abgeblockt, er hätte seine Befehle und wir sollten morgen wiederkommen, dann wäre er sicher wieder offen.

Enttäuscht machten wir noch einige Fotos des mächtigen Berges und überlegten, was nun zu tun wäre. Wir entschieden uns, das südliche Gate vom Nationalpark anzufahren, um von dort zu versuchen, unser heutiges Ziel zu erreichen. Auf der ebenfalls geschotterten Strecke kamen wir gut voran. Zwischendurch konnten wir einige der hier vorkommenden Wildpferde aus der Entfernung beobachten. Nachdem wir bereits in der Nähe der nächsten Stadt waren, galt es auf der kurvigen und abfälligen Schotterpiste einen sehr langsam fahrenden Wagen zu überholen. Dieses schwierige Unterfangen funktionierte nach einigen fruchtlosen Anläufen. So konnten wir bei Machachi auf die 4-spurige Fernstraße fahren, die von Quito in den Süden des Landes führt.

Über diese erreichten wir die Ausfahrt San Luis, von der aus es nur wenige Kilometer bis zum Haupttor des Nationalparks sind. Bereits am Ortsausgang wurden wir auf einer Brücke von einigen Einheimischen angehalten, die uns mitteilten, dass der Park geschlossen sei, wir aber mit ihrer Hilfe in den Park gelangen könnten. Als heimische Guides hätten sie entsprechende Möglichkeiten. Natürlich gegen eine Gebühr von 25 Dollar pro Person.

Wir ließen uns nicht auf dieses Angebot ein und fuhren weiter in Richtung des Gates. Auch hier war die Schranke geschlossen. Ein Ranger gab uns die Auskunft, dass der Nationalpark für die nächsten Tage wegen Covid geschlossen sei. Auch die Einfahrt mit einem einheimischen Guide sei nicht möglich. Wir blieben vor der Schranke stehen und beobachteten die Szenerie.

Der Reiseleiter einer anderen Gruppe bestätigte die Angaben des Guides, stellte aber auch klar, dass es eine Veröffentlichung vom Umweltministerium gäbe, darin würde eine Wiedereröffnung für den übernächsten Tag angekündigt. Er empfahl uns, den heutigen Tag dazu zu nutzen, die Quilotoa-Lagune zu besuchen.

Diese Lagune gehört zweifelslos zu den zehn bekanntesten Sehenswürdigkeiten von Ecuador, jedoch hatte ich von einem Besuch dieser Attraktion aufgrund ihrer Entfernung von unseren Unterkünften abgesehen. Aufgrund der Tatsache, dass wir nun bereits weiter im Süden waren, wie wir es eigentlich geplant hatten und uns für diesen angefangenen Tag nichts anderes in den Sinn kam, ließen wir uns kurz die Strecke dorthin erklären und machten uns auf den Weg.

Einen kurzen Stopp im Ort nutzten wir für den Einkauf von Gebäck und Obst für unser heutiges Mittagessen. Auf der E35 ging es nun weiter in Richtung Süden. Ohne digitale Navigation war es nicht so einfach, die richtige Abfahrt zu finden. Bei der Stadt Lasso verließen wir die Fernstraße und versuchten, Hinweise auf unser neues Tagesziel zu finden. Empfohlen wurde uns die landschaftlich reizvolle Strecke über die Dörfer, aber alternativ gab es eine Route über eine weitere Fernstraße.

Etwas desorientiert holte Heike entsprechende Infos an einer Tankstelle ein. Die Einheimischen waren sich sicher, dass die Strecke über die Fernstraße die für uns erfolg-



versprechendste wäre. Der Kreuzungsbereich, an dem wir hielten, war mehr als unübersichtlich. Nachdem ich mich falsch eingeordnet hatte und wir nun in die falsche Richtung unterwegs waren, hieß es irgendwie drehen und so ging es nochmals vorbei an der Tankstelle, um dann auf der Fernstraße die richtige Richtung einzuschlagen. Ab Latacunga folgten wir der E30 in Richtung des Pazifiks. Die Straße war eine einzige Steigungstrecke. Es ging immer höher, es gab immer weniger Besiedlung, aber dafür immer mehr Straßenhunde. Trotz der Höhe, auf der wir inzwischen unterwegs waren, wurden hier noch Kartoffeln und Mais angebaut. Auf den Feldern sah man Indigene arbeiten und auch auf der Fernstraße waren diese zu Fuß unterwegs. Die Landschaft wurde immer karger und die Hunde, die massenhaft das Straßenbankett bevölkerten, immer dürrer. Wir fragten uns, wovon sich diese Tiere hier abseits der Zivilisation wohl ernährten.

Wir hatten uns einen Zeitpunkt gesetzt, bis zu dem wir die Laguna erreicht haben sollten, denn wir wollten nur ungern in der Dunkelheit irgendwo in den Anden unterwegs sein. Kurz bevor dieser Zeitpunkt eingetreten war, erreichten wir dann endlich die Abfahrt zu der Lagune. Nach einigen wenigen Kilometern auf einer gut ausgebauten Nebenstraße kamen wir zu dem Ort mit dem gleichlautenden Namen wie der See vulkanischen Ursprungs, Quilotoa. Bereits an der ersten Abzweigung wurden wir von einer Ordnungskraft auf den zentralen Parkplatz geleitet. Hier war man für größere Besuchermassen gut eingerichtet.

Direkt am Parkplatz gab es saubere öffentliche Toiletten und einen Indoor-Souvenirmarkt mit zahlreichen Ständen. Rund um den Parkplatz reihten sich weitere Geschäfte. Der Fußweg zur Lagune war perfekt ausgeschildert. Dieser Wegweisung folgten wir umgehend. Gerne würden wir bis zur Lagune kommen. Als wir den Punkt erreichten, von dem aus wir einen grandiosen Blick über die gesamte

Caldera hatten, wurde uns erst richtig klar, wie tief unten das in der Sonne grün schillernde Wasser war. Die Ufer des Quilotoa-Sees im Inneren des Kraters liegen immerhin 364 m niedriger als die hölzerne Aussichtsplattform, auf der wir uns befanden, um die Aussicht zu genießen. Noch während wir überlegten, ob wir die Wanderung überhaupt starten sollten, ergab sich mal wieder die Möglichkeit, ein Selfie mit einem Alpaka zu machen. Ein Junge hatte sich einen optimalen Platz für sein Angebot ausgesucht. Zum landesweit einheitlichen Kurs von einem Dollar durfte ich ein Bild mit Heike samt Alpaka und nach einigem Zureden auch mit dem indigenen Jungen machen.



Mutig machten wir uns auf den Weg bergab in Richtung des einzigen Hauses, das am Rand des Kratersees stand. Ähnlich wie bei dem Meerschweinchensee in der Nähe von Otavalo gibt es in den Tiefen des Gewässers vulkanische Quellen, sogenannte Fumarole. Die dort austretenden Mineralien sorgen für die auffällige grüne Färbung des Wassers, die je nach Sonneneinstrahlung ihre Intensität ändert. Die Mischung aus unterschiedlichen chemischen Verbindungen mit der niedrigen Wassertemperatur lässt es nicht zu, in dem Gewässer zu schwimmen ohne gesundheitliche Schäden zu riskieren.

Die winzig aussehenden Menschen, die an der Lagune zu sehen waren, wurden auch nach einiger Zeit nicht bedeutend größer. Daraus schlossen wir, dass unsere verbleibende Zeit nicht reichte, um den Fußweg bis hinunter zum Kratersee und den anschließenden beschwerlichen Rückweg zu absolvieren. So beschlossen wir nach rund einem Drittel des Weges, eine längere Pause einzulegen, unseren mitgebrachten Proviant zu verzehren und den Wanderern sowie den über dem Kratersee kreisenden Raubvögeln zuzusehen. Bei den Personen, die sich jetzt noch auf den Weg in die Tiefe machten, gingen wir davon aus, dass diese nicht mehr vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein würden. Allerdings gab es auch die Möglichkeit, sich auf dem Rücken eines Esels wieder nach oben bringen zu lassen. Wir jedenfalls zogen es vor, rechtzeitig unseren Wagen zu erreichen. Der weiche Schotter vulkanischen

Ursprungs, mit dem der Fußweg hergerichtet war, gab nur wenig Halt. So galt es an besonders steilen Abschnitten, die Hände zur Hilfe zu nehmen. Der letzte Teil des Weges führte durch eine hohle Gasse, die sich dank einiger Kletterpflanzen zu einem Laubengang ausgebildet hatte. So erreichten wir wieder den touristisch geprägten Ort.

Während Heike nochmal eine Runde durch die Markthalle und die angegliederten Sanitäreanlagen machte, beobachtete ich einige Kinder des Dorfes beim Spielen. Diese hatten jedoch auch mich und meine mitgeführte Kamera entdeckt. In Windeseile kamen sie zu mir und baten darum, fotografiert zu werden. Nahezu professionell stellten sich die Kleinen in Pose, um dann nach dem Fotografieren sofort zu mir zu springen, um das Ergebnis auf dem Display der Kamera zu begutachten.

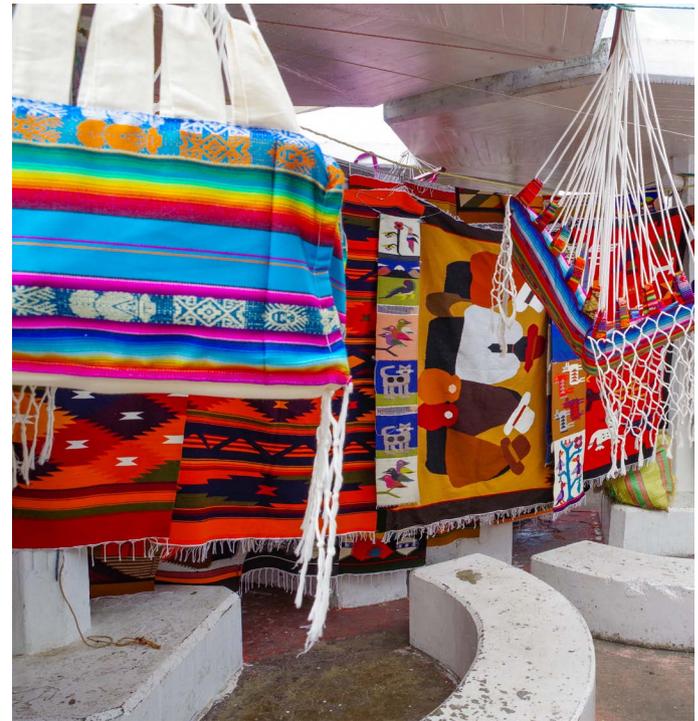




Mittlerweile war es bereits später Nachmittag und am Himmel zogen sich immer mehr dicke, dunkle Wolken zusammen. Mit dem Gefühl, dass das Wetter einige unangenehme Überraschungen für uns hatte, machten wir uns auf den Rückweg. Da ich zwischenzeitlich über den WLAN-Router eine Verbindung zum Internet hergestellt hatte und somit wir auf die digitale Navigation zurückgreifen konnten, wagten wir die Fahrt über die Dörfer. Heike steuerte unseren Toyota auf die Landstraße, die von nun an fast nur noch in Serpentina bergab führte. Kurz nach der Abfahrt kamen wir in dichte Wolken und es setzte heftiger Regen ein. Von Sichtweite konnte genau so wenig die Rede sein, wie von der Aussicht auf die angeblich reizvolle Landschaft.

Unser jetziges Ziel war es, noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder auf der zentralen Fernstraße anzukommen. Nach vielen Kilometern auf schmalen Gebirgsstraßen erreichten wir nach geraumer Zeit die Ebene um die Stadt Latacunga. Ab hier wurde auch das Wetter wieder besser. Außerhalb der tiefhängenden Wolken ließ es sich deutlich besser und somit zügiger fahren. So kamen wir tatsächlich noch kurz bevor die Sonne unterging auf die herbeigesehnte E35. Inzwischen wurde es auch Zeit, eine Tankstelle aufzusuchen. Dafür gab es auf der Strecke in Richtung Quito ausreichend viele Möglichkeiten.

Von der langen Fahrt und dem Wandern in und um Quilotoa waren wir echt gerädert. Daher ließen wir uns direkt nach der Ankunft im Hotel das Diner schmecken, bevor wir uns müde in die Federn fallen ließen.



## Mindo

Ziel der heutigen Tour war das Städtchen Mindo mit seinem Reservat. Das Waldschutzgebiet Mindo – Nambillo ist ein Wolken- und Nebelwaldgebiet auf Höhe der Äquatorlinie. Es ist etwa 19.200 Hektar groß, liegt auf 1.400 bis 4.780 m Höhe, umfasst auch Bergregenwald und zieht sich bis an die Westflanke des Vulkans Pichincha hin. Bekannt ist das Reservat für seinen Artenreichtum. Uns interessierten besonders die Schmetterlinge, die es dort zu bestaunen gibt.

Diesmal verließen wir die Metropole in Richtung Norden auf der Fernstraße, vorbei am Flughafen und auf die Avenue Simón Bolívar. Über viele Kilometer begleitete uns die dichte Bebauung der Hauptstadt. Immer wieder sahen wir Häuserblocks, die gewagt an die steilen Berghänge gebaut waren. In einer solchen Wohnanlage zu leben, wissenlich, dass es hier regelmäßig zu Erbeben und Bergrutschen kommt, fanden wir nicht gerade erstrebenswert. Aber das ist vielleicht auch nur eine Frage der Sozialisierung. Auch auf dieser Strecke mussten etliche Brücken die tiefen Schluchten, die es hier zu genüge gab, überspannen.



Nicht weit von Quito entfernt näherten wir uns dem Äquator. Zwar hatten wir diesen bei unserem Ausflug nach Otavalo bereits zweimal überquert, dies aber in diesen Momenten gar nicht realisiert. Hier jedoch gab es mit dem Mitad del Mundo ein dazu passendes Monument mit angeschlossenem Park und Museum. Zentrum dieser Anlage ist eine große Steinkugel auf einem Monolithen, um die ein Metallring verläuft. Da Mitad del Mundo, die Mitte der Welt, direkt an der Ausfallstraße liegt, nutzten wir die Gelegenheit, uns dort einmal den Äquator anzuschauen.

Bereits aus der Ferne war das Gebäude des Museums gut zu sehen. Direkt davor ein Verkehrskreisel, aber kein Hinweis, wie man auf den dazugehörigen Parkplatz kommt. Wir nutzten den Vorteil eines Kreisels und orientierten uns bei einer erneuten Umrundung. Eine Zufahrt mit Schranke schien uns die offizielle Zufahrt zu sein. An der Schranke gab es keinerlei Druckknopf zum Ziehen eines Tickets oder einen Hinweis darauf, wie sich die Schranke öffnen ließe. Dazu kam, dass das nahegelegene Pförtnerhäuschen nicht besetzt war. In der Metallsäule am Fahrbahnrand vor der Schranke befand sich lediglich ein kleines Glasfensterchen. Als ich mich diesem mit meiner Hand näherte, öffnete sich wie von Geisterhand die Schranke. Ich dachte, dass gerade in Pandemiezeiten eine solch kontaktlose Bedienung nicht zu verachten sei.

Ohne uns weiter Gedanken zu machen, fuhren wir auf den riesigen Parkplatz, auf dem lediglich fünf weitere Autos standen. Der Grund für dafür war schnell ermittelt, denn das Informationszentrum hatte genau wie die Nationalparks heute geschlossen. Etwas anderes hatten wir auch nicht erwartet. So beließen wir es mit einem kurzen Rundgang. Wir warfen einige Blicke auf die steinernen Köpfe, die in einer Allee aus Fächerpalmen aufgereiht



standen und natürlich auch auf den mächtigen Gedenkstein mit dem Globus on top. Zur Wahrheit gehört jedoch auch, dass sich der Franzose Charles Marie de La Condamine, der 1736 die Position des Äquators bestimmte, auf der jetzt das Monument steht, um 240 Meter verrechnet hatte. Wir waren also samt Wagen noch auf der südlichen Halbkugel.

Die nächste Herausforderung stand uns nun bevor. Wie kamen wir aus dem Parkplatz wieder heraus? An der offensichtlichen Ausfahrt gab es zwar auch ein Fensterchen, aber wie ich mich auch anstellte, die Schranke blieb geschlossen. Auch der Versuch, die Schranke an der Einfahrt zu öffnen, scheiterte, da deren Technik mittels der Induktionsschleife vor der Einfahrt kein Fahrzeug detektierte.

In der Ferne tauchten zwei Mitarbeiter eines Sicherheitsdienstes auf. Diese Chance nutzte Heike und erhielt die Auskunft, dass wir zunächst eine Eintrittskarte für das Museum kaufen müssten und so ließ sich die Schranke mittels des aufgedruckten QR-Codes öffnen. Einer ecuadorianischen Großfamilie in einem Kleinwagen ging es ähnlich. Wir konnten dem Familienvater mit einer sehr gestenreichen Kommunikation die notwendige Prozedur beschreiben.

Die Fahrt ging ab jetzt fast entlang des Äquators in westlicher Richtung. Die Fernstraße, die wir nun befuhren, kletterte in endlos erscheinenden Serpentinafängen der Anhöhen des Gebirgszugs der westlichen Kordillere hinauf. Die Cordillera Occidental, wie sie hier genannt werden, trennen die Hochebene, in der Quito liegt, von der Küstenregion des Pazifiks. Entsprechend der zunehmenden Höhenlage und der veränderten Klimazone, änderte sich auch die Art der Vegetation. Langsam wurde der Bewuchs immer dichter und schon bald fühlten wir uns wie in den Urwald von Borneo versetzt. An den Höhen der Kordille-

ren regnen die vom Pazifik kommenden schwer beladenen Wolken gerne ihre Fracht ab. So entsteht hier eine feucht warme Atmosphäre mit idealen Wachstumsbedingungen.

Die Breite und der Ausbauzustand der Straße entsprach ungefähr der einer mittelhessischen Kreisstraße. Das Verkehrsaufkommen hielt sich glücklicherweise in Grenzen. Doch immer mal wieder behinderte ein schwer beladener Lastwagen das rasche Vorankommen. Überholmanöver brauchten zumindest einen kurzzeitigen geraden Streckenverlauf und viel Mut. Besonders langwierig war es, wenn sich bereits einige Fahrzeuge hinter so einem Laster aufgestaut hatten. Ab dem Zeitpunkt, ab dem wir den Höhenzug überwunden hatten, ging es genauso kurvig bergab und wir erreichten alsbald die Abzweigung nach Santa Rosa und Mindo. In einem Gefällstück in einer langgezogenen Kurve zweigte die Nebenstraße im Winkel von weit über 100 Grad links ab. Eine überaus abenteuerliche Streckenführung, die wir auf Anhieb nur mit Mühe meisterten.

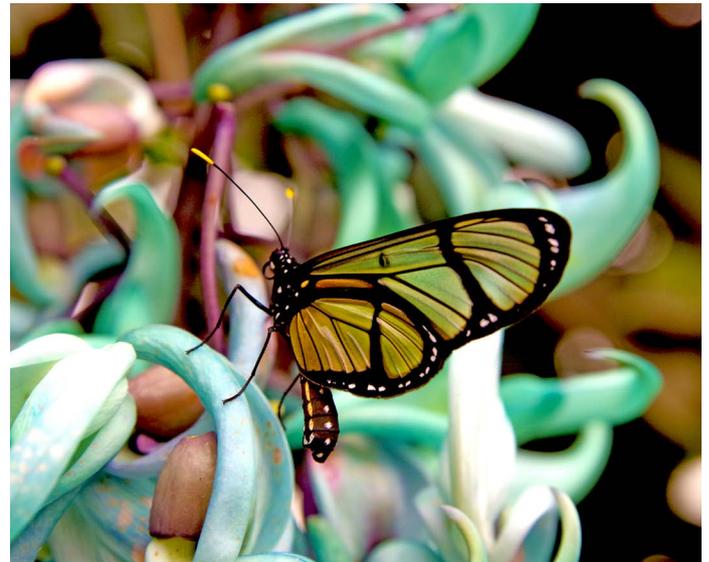
Nach wenigen Kilometern erreichten wir den Ortseingang von Mindo. Bis dahin war das Navigieren recht einfach. Nun stellte sich uns die Frage, wo in diesem Ort wir die Schmetterlingsfarm finden würden, die in allen Reiseführern angepriesen wird. Der erste Versuch, den wir unternahmen, stellte sich als Finte heraus. Diese Schmetterlingsfarm, an einer Nebengasse im Ort gelegen, firmierte zwar mit dem gleichen Namen, war jedoch nur eine billige Kopie des Originals. Mittels der Navigationssoftware auf dem iPhone ermittelten wir zumindest die grobe Richtung. Wir mussten demnach Mindo auf der gegenüberliegenden Seite verlassen, um zu unserem Ziel zu gelangen. Auf der Hauptstraße fuhren wir vorbei an dem zentralgelegenen Marktplatz bis zum Ende der regulären Bebauung. Ab hier ging es weiter auf einer schmalen und wenig befestigten Piste. Diese führte uns in den dichten Dschungel. An jeder Abzweigung galt es zu erraten, welcher der

Abzweige der richtige wäre. Wir entschieden uns zumeist für den Weg, der offensichtlich häufiger benutzt wurde. Doch damit lagen wir nur meistens richtig. So erreichten wir eine Brücke, eine sehr schmale Brücke, über die wir mit unserem breiten Geländewagen nur geradeso passten. Dahinter wurde der Weg immer schmaler und letztendlich mussten wir feststellen, dass wir irgendwann zuvor die falsche Abzweigung gewählt hatten. Jetzt hieß es drehen und zurück. Keine einfache Aufgabe, wenn direkt neben der engen Fahrspur der undurchdringliche Dschungel wuchert.

Nach diesem Abstecher erreichten wir kurz darauf den Parkplatz des Schmetterlingshauses „Mariposas del Mindo“. Dass dieser Name auch von anderen Anbietern genutzt wird, erklärt sich einfach damit, dass Mariposa auf Deutsch Schmetterling bedeutet, die Einrichtung also einfach „Schmetterlinge von Mindo“ heißt. Bereits auf der Anfahrt mussten wir die Hilfe der Scheibenwischer in Anspruch nehmen. Das Wetter war an diesem Tag und in dieser Region sehr unbeständig. Durchgängig zogen dicke, schwere Wolken vom Pazifik heran, doch die Temperaturen und die Luftfeuchtigkeit waren tropisch.

Große Werbeschilder bestätigten uns, dass wir hier richtig waren und wiesen uns den Weg zum Eingang des Informationszentrums. Daneben gab es auch Hinweisschilder, auf denen zu erkennen war, dass mitgebrachte Hunde an der Leine zu führen wären und auch klare Anweisungen zur Covid-Pandemie. So war das Tragen einer Maske, wie fast überall im Land, obligatorisch, Abstand halten wurde angemahnt und jeder, der Eintritt begehrte, musste seine entsprechende Impfbescheinigung vorlegen. Der Weg führte über eine Bambusbrücke und zwischen Bananenstauden hindurch, vorbei an den wunderbaren Blüten der *Thunbergia mysorensis*, der eigentlich aus Indien stammenden Himmelsblume, die jedoch inzwischen in vielen Regionen der Welt anzutreffen ist. Das Hauptgebäude, das wir nun

betraten, beherbergte neben dem Infobereich mit vielen Schautafeln auch einen kleinen Souvenirladen. Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, ging es mit Maske, frisch desinfizierten Händen und einer englischsprechenden Expertin zu einer kurzen Einführungsrunde durch das Infocenter. Diese endete an dem Zugang zum eigentlichen Schmetterlingshaus. Dort hinein ging es durch eine Schleuse bestehend aus zwei Bambusvorhängen.



Trotz geöffneter Dachklappen war das Klima hier in dem überdimensionalen Gewächshaus noch wesentlich tropischer. Die hohe Luftfeuchtigkeit machte das Atmen durch die Masken fast unmöglich. Brille und Objektive der Kameras liefen sofort an und es brauchte einiges Wischen und etwas Zeit, bis ich den Durchblick zurück hatte. Eine Unzahl von verschiedensten Schmetterlingsarten bevölkerte das Gebäude. Flatternd oder auf Blüten Nektar saugend ließen sich diese bunten „Botschafter guter Laune“ beobachten und fotografieren. Dabei war es natürlich das Ziel, die Insekten mit geöffneten bunten Flügeln abzulichten. Ideale Bedingungen dazu waren die Futterplätze mit



reifem Obst. Einen Trick hatte uns die Expertin bei der Infotour mit auf den Weg gegeben: etwas Bananenpampe auf die Haut zu geben und zu warten. Tatsächlich landete nach wenigen Minuten der erste Schmetterling ungeniert auf meinem Arm. Die Spezies, die hier aber auch sonst wo in Schmetterlingshäusern die meiste Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist der Blaue Morphofalter. Mit einer Spannweite mit bis zu 12 cm und seinem leuchtenden Blau ist der Edelfalter der unangefochtene Liebling der Besucher.

In Brutkästen konnten wir die verschiedenen Entwicklungsphasen der Falter von der Verpuppung bis zum Schlüpfen in Augenschein nehmen. Der Lebenszyklus eines Blauen Morphofalters beträgt rund vier Monate, von denen er lediglich vierzehn Tage als prächtiger Schmetterling durch die tropischen Regenwälder segelt. Filigraner kamen die Glasflügelfalter daher. Mit ihren transparenten Flügeln haben sie eine exzellente Tarnung, wenn sie still an einer der zahlreichen Blumen verharren. Bänke luden die Besucher zu Verschnaufpausen ein und ein Bassin mit Kois war ein weiterer Anziehungspunkt für die Kinder, die ansonsten versuchten, Schmetterlinge zu erhaschen.

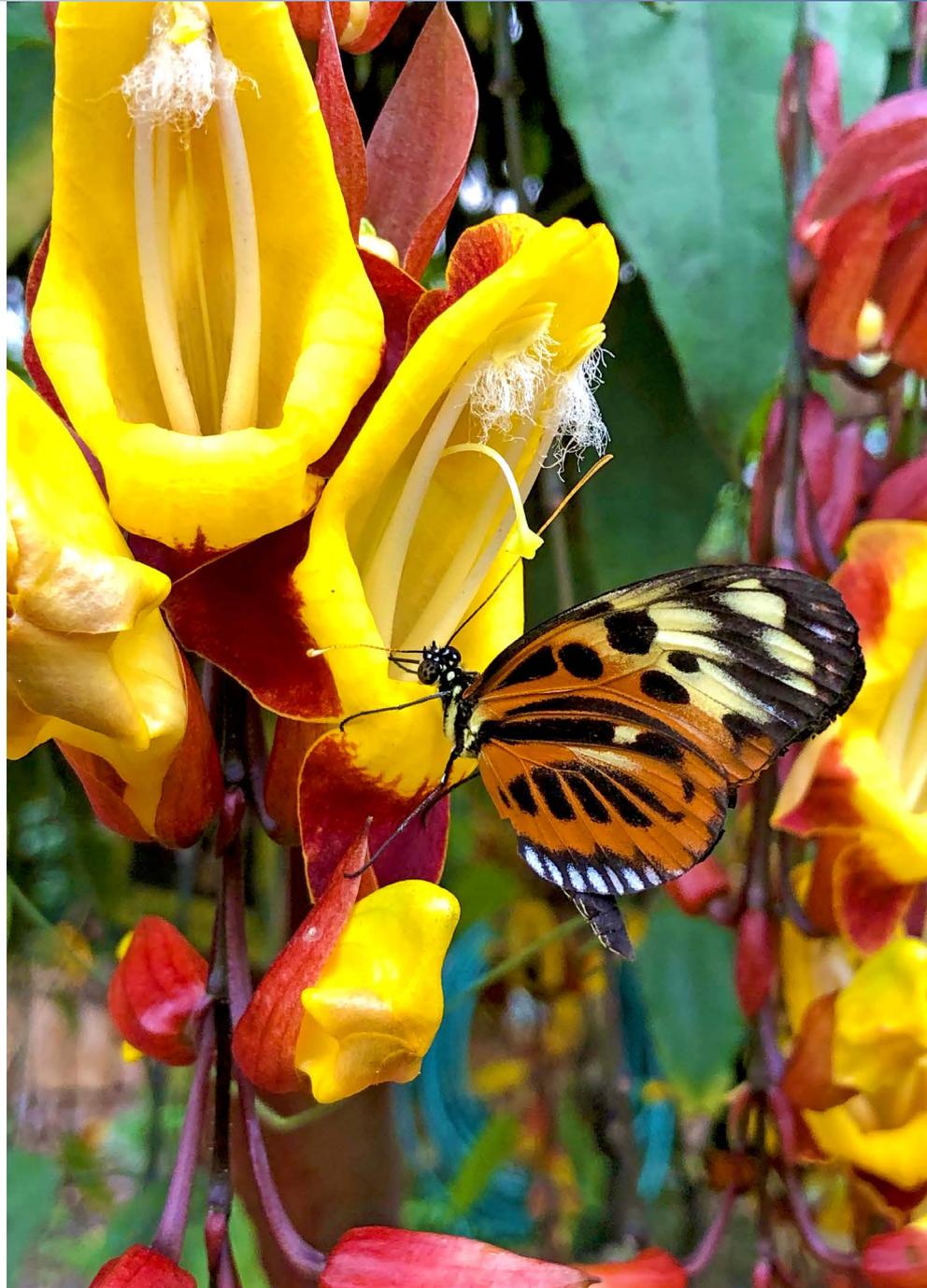
Durch eine weitere Schleuse erreichten wir das mit Netzen abgehängte Außengelände. Hier nutzte man die Zeit während der Pandemie, in der weniger Besucher kamen, neue Wanderweg durch das Außengelände anzulegen. Von einem Aussichtsturm aus Bambus hatten wir die Gelegenheit, aus nächster Nähe einen Specht bei einer Arbeit zu beobachten.

Als wir das Marioposas del Mindo verließen, hatte es wieder angefangen zu regnen. Diese Tatsache ließ uns von dem Vorhaben Abstand gewinnen, eine Wanderung in den Nebelwald zu unternehmen. So fuhren wir zurück in die Stadt. Das von uns bevorzugte Restaurant, von dem es nur Gutes im Internet zu lesen gab, hatte leider geschlossen. Bevor wir im Regen einen kleinen Spaziergang durch

die Stadt machten, genossen wir die Köstlichkeiten, die ein kleines Café uns anbot. In einer kurzen Regenzauspause bummelten wir durch das Örtchen, um dann letztlich doch recht nass zu werden. Der Reiseleiter von Miller bzw. Latin Trails, mit dem wir nach dem misslungenen Versuch, den Cotopaxi zu erreichen, Kontakt per WhatsApp aufgenommen hatten, gab uns den Tipp, ein Restaurant an der Ausfallstraße in Richtung Quito zu besuchen. Hier solle es neben guter Verpflegung auch die Möglichkeit geben, zahlreiche Kolibris zu beobachten. So machten wir uns auf den Weg zur Sachatamia Lodge. Direkt nachdem wir auf die Fernstraße einbogen, erreichten wir die Zufahrt zu dem Resort. Bei dem Gebäude handelt es sich um ein Blockhaus, welches sicher auch in Kanada oder in den Schweizer Alpen stehen könnte, ohne besonders aufzufallen; davor ein geräumiger Parkplatz, dessen steile Zufahrt bei der Wetterlage das Zuschalten des Allradantriebs notwendig machte.

Wir wurden am Eingang empfangen und höflichst darum gebeten, unsere Wanderschuhe draußen zu lassen und dafür die bereitgestellten Filzpantoffeln zu benutzen. Dementsprechend sauber war es in dem Gasträum. Wir wählten einen Platz am Fenster mit der Aussicht auf die dichte Vegetation, die das gesamte Areal umgab. Eine Futterstelle für Kolibris hing direkt vor unserem Fenster. Kaum saßen wir, schwirrten schon die ersten possierlichen Flugkünstler umher, die vom süßen Duft des bereitgestellten Zuckerwassers angelockt wurden.

Es ist schon verwunderlich, wie es diese winzigen Vögel schaffen, in der Luft an einem Punkt zu verharren, um dann blitzschnell ihre Position zu verändern. Dabei fliegen sie auch seitwärts und sogar rückwärts. Für unsere Augen sind die schnellen Flügelschläge, von denen sie bis zu 50 pro Sekunde machen, nicht mehr wahrnehmbar. Die Farbenpracht der unterschiedlichen Arten, die uns hier verzückten, war unbeschreiblich. Ähnlich wie bei dem Blauen







Morphofalter wird das Farbenspiel durch Interferenzen bei der Reflektion des Lichts auf den Federn erzeugt. Besonders gefallen haben uns die Flaggensylphen mit ihrem grün schimmernden Federkleid und den auffälligen weißen Puschelhosen an den Beinen. Die zentralen Schwanzfedern der Männchen sind grün, der Rest blauschwarz, dabei ist das äußere Paar stark verlängert und an der Spitze flaggenartig verbreitert.



Neben der Aussicht auf die Kolibris genossen wir auch das leckere, ecuadorianisch Essen, das uns serviert wurde. Wir nutzten eine Regenpause dafür, einen Spaziergang durch die Hotelanlage zu machen und an unterschiedlichsten Stellen den Kolibris ausgiebig zuzuschauen, bevor wir die Rückfahrt nach Quito antraten.



## Cotopaxi

Heute war es endlich soweit, zwei besondere Ereignisse sollten den Tag bestimmen. Zum einen hatte Heike Geburtstag, zum anderen sollte es heute gelingen, eine Wanderung zu den Schneefeldern des Cotopaxi zu unternehmen. Am Vorabend hatten wir uns bei verschiedenen Quellen versichern lassen, dass heute der entsprechende Nationalpark geöffnet wäre. Eine nachvollziehbare Erklärung, warum es die Schließung an den Vortagen gab, haben wir jedoch nie erhalten. Wieder kleideten wir uns wie zu einer Antarktisexpedition. Auch beim zweiten Anlauf wählten wir die Route von Norden auf der Schotterpiste durch die Dörfer. Trotz der Erfahrung der ersten Anreise verfuhr ich mich in einem der zahlreichen zwei-stöckigen Kreisel, was einen etwas längeren Umweg nach sich zog.

Wieder ging es - wie zwei Tage zuvor - über die gepflasterte Nebenstraße in Richtung des gletscherbedeckten Stratovulkans Cotopaxi. Dieser zeigte seinen schneeweißen Gipfel immer mal wieder zwischen den Wolken, die in rasender Geschwindigkeit über den Himmel zogen.

Tatsächlich war das Tor zum Nationalpark an diesem Tag offen. Wir hielten, um uns ordnungsgemäß im Wachgebäude der Ranger anzumelden. Wie üblich mussten wir unsere Daten in eine Klatte mit reichlich Spalten eintragen und auch unsere digitalen Impfbestätigungen vorweisen. Mit unserem Tagesziel deutlich vor Augen setzten wir unsere Fahrt in Richtung hochalpines Abenteuer fort. Die Befahrbarkeit der Schotterpiste wurde immer schlechter, so dass wir froh waren, auf den Allradantrieb des Toyotas zurückgreifen zu können. Je höher uns die Serpentina brachten, umso steiler stellte sich der Straßenverlauf dar. Je steiler die Piste anstieg, umso enger wurden die Kurven der Serpentina. Der lose Schotter aus rotem und schwarzem Lavagestein flog bei jedem Beschleunigen von allen

vier Rädern im hohen Bogen von der Fahrbahn. Dadurch entstanden mit jedem Fahrzeug, das hier die Höhenlagen erklimmte, tiefe Spurrillen, die es erschwerten, den Wagen auf Kurs zu halten ohne aufzusetzen. Das Lenken wurde nun zu einer sportlichen Herausforderung.

Zwischenzeitlich hatten wir zwei Fahrzeuge überholt, die mit Mountainbikes beladen waren. Die rasante Abfahrt mit Fahrrädern vom höchstgelegenen Parkplatz über die kargen Hänge in die Tallagen hat wohl einen besonderen Nervenkitzel in sich. Dieses Abenteuer hatten wir wohlweislich nicht in unserem Programm.

Endlich erreichten wir den Parkplatz, der auf einem Hochplateau angelegt ist. Eigentlich war es nur ein etwas ebener Teil in der abschüssigen Geröllwüste. Nach welchem Schema hier die Wagen abgestellt waren, erschloss sich uns nicht. So suchte ich einen Platz mit einer schönen Aussicht ins Tal. Auch war uns nicht gleich ersichtlich, warum überall fast gleichmäßig verteilt dickere Steine lagen. Beim Öffnen der Fahrzeurtüren wurde uns erst richtig bewusst, wie stark hier oben der Wind wehte. Wir hatten Mühe, die Türen festzuhalten. Das war sicher einer der Gründe, warum einige erfahrene Fahrer ihre Wagen entgegen der Wildrichtung geparkt hatten. Mühevoll war es selbst im Windschatten des Toyotas, unsere Jacken anzuziehen. Der Sturmwind rüttelte mächtig an dem großen Geländewagen, es war schon etwas beängstigend. Nun ergaben auch die großen Steine, die hier lagen, einen Sinn. Diese wurden zur Sicherung der Autos vor und hinter die Räder gelegt.

Mit aller Kraft stellten wir uns gegen den Wind, der aus Richtung des Wanderwegs blies. Am Startpunkt waren zwei Wege zur Hütte ausgezeichnet. Wir hatten die Auswahl zwischen dem deutlich längeren Zig-Zag-Weg oder

der steilen Passage zum Refugio Josè Ribas. Während die zumeist wesentlich jüngeren Alpinisten den direkten Weg wählten, zogen wir den „Sendero Zig-Zag“ vor.

Mit jedem Schritt spürten wir extrem, wie dünn die Luft wurde. Meter für Meter wurde es schwerer, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Die Atmung wurde schwer und ganz ehrlich, wir fühlten uns wie 80 (zumindest stellen wir es uns so vor). Innerhalb von Minuten spielte nicht nur das Wetter verrückt, sondern ebenfalls unsere Körper. Mit dem unerbittlichen Sturmwind kamen nun Eiskristalle vermischt mit Vulkanasche. Wir fühlten uns wie gesandstrahlt und tiefgekühlt. Eingemummelt bis auf einen schmalen Sehschlitz ließ es sich gerade so aushalten. Der Zig-Zag-Weg hatte einen Nachteil, er verlief völlig ungeschützt, während der steile Aufstieg zumeist in einer Senke lag. Dazu kam, dass der „Zig“ frontal auf den Wind zulief, wir aber dafür beim „Zag“ den Sturm im Rücken hatten. Es dauerte nicht lange, bis eine heftige Böe mir meine Strickmütze vom Kopf riss, diese im Eiltempo an Heike vorbei flog und in kürzester Zeit nicht mehr sichtbar war.



Hervorragende Steine und die vereinzelt vorkommenden Gewächse waren von der Windseite mit einer glitzernden Eisschicht überzogen. Unsere Motivation, es zumindest bis zur Hütte zu schaffen, war riesig und so ließen wir uns nicht beirren und strebten langsamen Schrittes auf die 5.000 Höhenmeter zu. Es war eine verrückte Erfahrung, die wir nicht missen wollen. Jedoch hatten wir gedacht, dass uns die Cotopaxi-Wanderung zum Refugio leichter fallen würde. Dabei hatten wir allerdings nicht mit einem solchen Sturm gerechnet. Alternativ hätten wir anstelle des Zig-Zag-Weges auch den geraden Weg hinauf wählen können, der aber eben um einiges steiler und durch vulkanisches Geröll schwieriger zu gehen ist. Dafür wäre er etwas windgeschützter gewesen.



Nach einer dreiviertel Stunde kamen wir in Sichtweite der Berghütte. Von hier aus dauerte es zehn Minuten auf einem etwas geschützteren Streckenabschnitt, bis wir durch die Tür eintreten konnten. Auch wenn es in der Hütte nicht warm war, war es doch sehr angenehm, dem Eissturm für eine Weile entkommen zu sein. Von hier aus hätten wir weitere 200 Meter hinauf wandern können, um an der Gletscherkante anzukommen. Bis dorthin geht es wohl auch ganz ohne Guide. Wir waren jedoch echt hinü-



ber, nass, durchgefroren und ausgelaugt, so dass wir uns im Refugio mit heißem Kakao und Tee aufwärmten und den beliebten "Cotopaxi-Stempel" in unsere Reisepässe stempeln ließen. Unser mitgeführtes Oximeter zeigte eine Sauerstoffsättigung von 83 % bei einem Ruhepuls von 109!



Das Innere der Hütte war mit Landesfahnen aus allen Teilen der Welt geschmückt. An einem großen Tisch saß eine Gruppe junger Erwachsener, die vor uns über die kurze Route gestartet waren, aber auch nur kurz vorher eingetroffen waren. Eine weitere Gruppe war gerade im Begriff, ihre professionelle Kleidung anzulegen, um aufzubrechen. Nach gut einer halben Stunde fühlten wir uns ausreichend aufgewärmt, um den Rückweg anzutreten. Diesmal wählten wir den kurzen steilen Weg abwärts. Mehr im Geröll rutschend als wandernd ging es sehr zügig voran. Kurz bevor wir den Parkplatz erreichten, kam uns ein wohl einheimisches Paar entgegen, er mit Turnschuhen, sie mit Ballerinas. Sein Gesichtsausdruck noch lächelnd, bei ihr

schon eher genervt. Zuerst waren wir über diese Unvernunft verwundert, aber dann kamen uns die vielen Flip-Flop-Wanderer in den europäischen Alpen in den Sinn. Also warum sollten die Menschen hier vernünftiger sein.



Weitere Attraktionen sind in der Region um den Cotopaxi der Vulkan Rumiñahui und die Limpiopungo-Lagune. Ersteren hatten wir bereits bei der Anfahrt aus der Ferne gesehen. Dabei handelt es sich nur noch um die stark erodierten Überbleibsel eines einstmals mächtigen Vulkans, der jedoch bereits vor Jahrtausenden erloschen war. Zu der Lagune hingegen wollten wir gerne noch einen Abstecher machen. Nachdem wir die Serpentinestrecke hinter uns gelassen hatten, erreichten wir die entsprechende Abzweigung. Von hier konnten wir nochmals einen grandiosen Blick hinauf zum Gipfel und auch zur Berghütte werfen. Noch immer zogen Wolkenfetzen vom Sturm getrieben über die Geröll- und Schneefelder.

Die Vegetation nahm wieder deutlich zu und die Geröllwüste wechselte hin zu grünen Wiesen. Zu unserem Erstaunen erwartete uns ein gut ausgebauter Parkplatz. Auf einer Schautafel gab es Hinweise zu der Lagune und zu dem Rundweg um das Gewässer. Den auf den Gehweg gemalten Pfeilen schenkte ich keine Beachtung und so





starteten wir, was wir im Nachhinein erst bemerkten, entgegen der empfohlenen Richtung in die Umrundung. Ein Weg fast ohne Steigungen, ohne Schneesturm und rund tausend Meter tiefer gelegen, war für uns heute die reinste Entspannung.

Zahlreiche Vögel, darunter Möwen und Enten, besiedelten das Gewässer. Eine lange, überdachte Holzbrücke überspannte den sumpfigen Bereich des Abflusses. Der Weg folgte in einigem Abstand dem Seeufer. Die Hänge an der Bergseite waren mit verschiedenen Büschen bewachsen. Darunter einige, deren orangen Blüten die Luft mit einem besonderen Aroma schwängerten. Daneben gesellten sich Bäume mit bemoosten Ästen, die gut in jeden Gruselfilm gepasst hätten. Immer wieder gaben die Wolken einen Blick zum Cotopa frei, der sich dann in dem vom Wind gekräuselten Wasser unscharf spiegelte. Grüne Eidechsen sonnten sich am Rand des gut ausgebauten Wanderwegs und ein erhöht liegender Pavillon ermöglichte uns den Ausblick über die gesamte Ebene. Am Horizont sah man die Staubwolken, die die Fahrzeuge auf der Schotterpiste aufwirbelten. Genau auf dieser Schotterpiste, das war der Plan, würden wir Machachi, den Ort, den wir bereits zuvor kennengelernt hatten, erreichen.

Selbst hier im Nationalpark weit ab von der urbanen Bebauung konnten wir uns im Internet bei Tripadvisor über das kulinarische Angebot informieren. Gute und zahlreiche Rezensionen erhielt La Posada del Chagra de Mamá Inés, also das Gasthaus von Mama Inés´ Bauernhof. Da wir zwei Tage zuvor bereits in der entsprechenden Straße zum Einkaufen geparkt hatten, war das Restaurant schnell gefunden. Hinter der adretten aber unscheinbaren Fensterfront in Richtung der Hauptstraße gab es zwei freie Tische. Dahinter direkt die Theke und auch der Zugang zur Küche. Die gesamte Einrichtung und Dekoration waren sehr geschmackvoll. Die Bedienung,

die uns umgehend begrüßte und mit einem Laserthermometer prüfte, ob wir womöglich Fieber hätten, wies uns daraufhin, dass sich der schönere Teil des Restaurants im hinteren Teil des Gastraums befinden würde. Dort wären wir nicht dem Straßenlärm ausgesetzt. Tatsächlich öffnet sich für uns eine ganz andere Perspektive, als wir an der Theke vorbeikamen. Viel größer als man es von der Straße aus erwarten konnte, war die Lokation. Wir wählten einen Tisch neben einem historischen Ofen und einer Sammlung von alten Radios aus. Die Beschreibungen bei Tripadvisor trafen absolut zu. Auf den Tischen gab es eine Speisekarte in Spanisch und Englisch mit zusätzlichen nützlichen Informationen. Nach genauerem Studium wählte ich Chucchucara, dies ist die lokale Delikatesse der Stadt Latacunga und deren Umgebung, in der wir uns befanden. Sie besteht aus frittiertem Schweinefleisch, Mais, Kartoffeln, gebratenen Kochbananen, Empanadas, kleinen herzhaften Törtchen und über Holz gegrillten Schweineschwartens. Es wird von Aji begleitet, einer würzigen Sauce aus Peperoni, Tomaten, Koriander und Zwiebeln. Heike wählte Tortilla Fritada, eigentlich ähnlich wie Chucchucara mit einigen Abwandlungen und ohne die herzhaften Törtchen. Dazu genossen wir frische, leckere Säfte.

Auf dem Rückweg probierten wir eine leicht veränderte Route, welche uns über eine waghalsige Brücke führte, die wir bisher nur aus der Entfernung gesehen hatten. Abenteuerlich überspannte das Bauwerk eine tiefe Schlucht, wobei die Fahrbahnbreite wohl kaum Gegenverkehr von schweren Lastwagen zuließ. Aufgrund der Verkehrsdichte war es uns leider nicht möglich anzuhalten, um von dort schöne Bilder zu machen. Gerade noch vor Sonnenuntergang erreichten wir unser Hotel. Erschöpft und voller neuer Eindrücke fielen wir in unser Bett. Das Feiern von Heikes Geburtstag kam an diesem Tag insgesamt etwas kurz, dafür hatten wir ein traumhaftes Abenteuer am Cotopaxi erlebt.

## Rio Napo

Nach den Erlebnissen im Hochgebirge der Anden sollte der Urlaub nun im Amazonasbecken fortgesetzt werden. Uns erwartete ein drastischer Klimaunterschied, dementsprechend wurden die Koffer umgepackt. Alles was wir für die kalten Tage dabei hatten, blieb in den großen Koffern zurück im Hotel. Diese würden wir nach Rückkehr aus dem Amazonasdschungel wieder abholen.

Bis zum Abflug hatten wir für ein ausgiebiges Frühstück ausreichend Zeit. Der Restaurantbereich des Hotels hatte eine Besonderheit zu bieten. In die Raumdecken waren große Kuppeln eingearbeitet, welche mit Motiven aus der indigenen Gesellschaft bemalt waren. Die Motivauswahl in Verbindung mit der plastischen Form ergab eine besondere Räumlichkeit und verlieh dem Raum eine unglaubliche visuelle Höhe.

Für 7:00 Uhr war die Rückgabe des Mietwagens bei der Servicestation am Flughafen in unserem Reiseplan vermerkt. Wir kamen dort pünktlich an, jedoch war niemand anzutreffen. Etwas später tauchte ein Wachmann auf. Nach einigen Telefonaten, die er führte und trotz einiger Kommunikationsschwierigkeiten verstanden wir, dass wir uns zum Schalter im Flughafengebäude begeben sollten. Also machten wir uns schleunigst auf den Weg zum Terminal. Den Wagen parkten wir auf dem Parkplatz, auf dem wir auch bei unserer Ankunft abgeholt wurden. Wie üblich erhielten wir bei der Zufahrt zum Parkplatz ein Ticket, das ich einsteckte.

Als wir am Schalter ankamen, war wieder niemand anwesend. Es gab nur eine Box, in die wir den Schlüssel einwerfen sollten, erklärte uns eine nette Dame vom Schalter eines Konkurrenzunternehmens. So machten wir es auch und legten das Modem, das wir nicht im Wagen lassen

wollten, hinter die Glasscheibe des Schalters. Nun machten wir uns geschwind mit unserem Gepäck zum Abflugschalter der Aeroregional. Dieser ist etwas versteckt abseits der üblichen Schalter um eine Ecke zu erreichen. Ohne Nachfrage hätten wir diesen niemals gefunden.

Dort sollte uns ein Mitarbeiter der Lodge in Empfang nehmen. Als wir eintrafen, hoben mehrere Personen Schilder mit unterschiedlichen Unterkünften in die Höhe, jedoch war unsere Lodge nicht dabei. So warteten wir geduldig. Nach einiger Zeit gab sich der Mitarbeiter der Lodge endlich zu erkennen. Damit niemand verloren ging und auch keiner in einer falschen Lodge abgesetzt wurde, erhielt jeder einen Aufkleber mit dem Logo der jeweiligen Lodge auf sein Hemd geklebt.

Unser Flug erfolgte mit einer der drei Boeing 737, die die Fluggesellschaft Aeroregional in ihrem Bestand hat. Daneben gibt es wohl noch einige kleinere Flugzeuge für den Regionalverkehr. Der Flug selbst bestand fast nur aus dem Starten und dem Landeanflug. Die Gesamtflugzeit war in unseren Unterlagen mit 35 Minuten angegeben, die unser Pilot aber deutlich unterschritt.

Noch vor 10:00 Uhr erreichten wir den Flughafen von Puerto Francisco de Orellana, die Stadt die jedoch überall nur El Coca genannt wird. Selbst auf den hochoffiziellen Anzeigetafeln am Flughafen in Quito stand nur El Coca an. Dies ist ein historischer Name, der sich aus dem Zusammenfluss des Rio Coca mit dem Rio Napo ableitet. Die Stadt selbst ist maßgeblich von der Erdölindustrie geprägt, aber auch der Ausgangspunkt für Expeditionen von Touristen und Forschern. Der Rio Napo ist das Tor zum Amazonas, über ihn erreicht man sowohl die Ölfelder, als auch die Nationalparks im Amazonasbecken.



Mit einem Bus wurden wir zur Bootsanlegestelle gebracht. Wir waren darüber erstaunt, dass es sich dabei um ein stillgelegtes Freibad handelte. Aus meinem Heimatort war mir dieser trostlose Anblick mehr als bekannt. Wo eigentlich Kinder im Wasser plantschen sollten, dümpelte nur eine trübe Brühe. Die Edelstahlinstallationen waren inzwischen von Flugrost überzogen und von den einst farbenfrohen Spielgeräten blätterte der Lack. Dazu kam, dass dieses Freibad fast direkt unter einer vielbefahrenen Brücke über den Rio Napo lag.

Nach einer überschaubaren Wartezeit wurden wir dann zusammengerufen und bekamen eine Einweisung in den Transport zu unserem heutigen Tagesziel. Dabei wurde die Gruppe geteilt. Die meisten der anwesenden Touristen hatten eine Unterbringung in dem Kulturdorf gebucht, während es uns noch ein Stück tiefer in den Dschungel zog. Alle erhielten die vorgeschriebenen Rettungswesten und ein Lunchpaket inklusive einer Trinkflasche. Diese war hochwertig aus Aluminium gefertigt, mit dem Aufdruck des Logos des Napo Wildlife Camps versehen und zur Sicherung mit einem Karabiner ausgestattet. Im Lunchpaket gab es Sandwiches und Naranjillas. Das sind Baumtomaten, die wie kleine Orangen aussehen, jedoch überhaupt nicht mit diesen Zitrusfrüchten verwandt sind. Während der schnellen Fahrt mit dem Motorboot wurden wir von David, unserem Guide, für die nächsten Tage darauf hingewiesen, keine Abfälle in den Fluss zu werfen, auch keine organisch abbaubaren, wie die Schalen der Naranjillas. Alle Verpackungen wurden ordentlich eingesammelt und für die Entsorgung verpackt. Die Trinkflasche jedoch durften wir für den Aufenthalt im Camp und auch für danach behalten. Möglichkeiten, diese immer wieder mit Trinkwasser zu füllen, gab es überall.

Unser Boot zog seine Spur durch die weitläufige Wasserfläche des Rio Napo. Vereinzelte Wellen, ausgelöst von anderen Wassergefährten, sorgten für einige schaukelnde

Bewegungen und ließen die Gischt über unsere Häupter spritzen. Eine durchaus gewünschte Erfrischung bei den tropischen Temperaturen, die hier vorherrschten. Unser Bootsführer achtete stets darauf, dass er die Geschwindigkeit des Schnellbootes drosselte, sobald andere, besonders kleinere Boote uns begegneten.

Die Bootsfahrt ging vorbei an Siedlungen, einzelnen Wohngebäuden, aber auch an unterschiedlichen Infrastrukturbawerken der Erdölindustrie. Im weiteren Verlauf der Wasserstraße begegneten uns mehrfach Fährboote und Pontons, die mit riesigen Tanklastwagen beladen den Fluss hinauffuhren. Die Schwimmkörper der Schuten lagen fast bis zur Reling im Wasser. Man hatte den Eindruck, dass es nur wenig bedurfte, um die Schiffe zum Kentern zu bringen. Neben dem Transport des schwarzen Goldes per Pipeline wird auch auf diesem Weg das geförderte Erdöl aus dem Urwald an die Pazifikküste transportiert. Der Urwald wurde mit jedem Kilometer, den wir zurücklegten, dichter und stellte sich schnell als eine grüne Wand dar. Über dem dichten Dach der Urwaldriesen ragten wie von Riesen gepflanzte Stahlmasten mit ihren Mobilfunkantennen heraus.

Wo die letzte Schotterpiste von Coca kommend am Verlauf des Rio Napo endete, lagen zwei Kreuzfahrtschiffe gut vertäut am Pier. Von hier aus starten regelmäßig Flusskreuzfahrten den Fluss hinab bis zur peruanischen Grenze. Nicht viel weiter kamen wir an der Anlegestelle der international renommierte Sacha Lodge vorbei. Etwa auf dieser Höhe auf der gegenüberliegenden Seite befand sich die Grenze des Yasuní Nationalparks.

Der Yasuní Nationalpark umfasst auf einer Fläche von fast 10.000 km<sup>2</sup> neben Feuchtgebieten Moor- und Sumpfbiete, Seen und Flüssen sowie tropischen Regenwald. Zwischen den natürlichen Grenzen des Napo-Flusses im Norden und im Südosten des Curaray-Flusses umfasst der

Yasuní Nationalpark den Yasuní-Fluss sowie den Nashino-Fluss und einen Teil des Flusses Tiputini. Der Nationalpark liegt in den Provinzen Napo und Pastaza, etwa 250 km von Quito entfernt. In der Flora und Fauna gibt es einen hohen Anteil endemischer Arten. Durch die Interessen von Holz- und Ölkonzernen gab und gibt es Konflikte zwischen verschiedenen Interessensgruppen, wie Naturschützern, Menschenrechtlern und staatlichen Behörden.

Im Strom und auf Sandbänken lagen Baumriesen, die während der letzten Regenzeit angeschwemmt worden waren. Mit Geschick navigierte der Bootsführer um diese Hindernisse, von denen oft nur ein dürrer Ast aus der Wasseroberfläche ragte. Ebenso hielt er Ausschau nach Untiefen in dem sich stets verändernden Flusslauf.

Nach fast zwei Stunden zügiger Fahrt mit dem Motorboot erreichten wir die Mündung eines Nebenflusses, dessen „Black Water“ sich in den Rio Napo mit seinem White Water ergießt. Black Water werden die Gewässer genannt, die wenig Sediment mit sich tragen und für die Flora und Fauna ein eher saures Umfeld bieten. Im Gegensatz dazu sind es Flüsse wie der Rio Napo, die Unmengen von Schwebstoffen und Sediment mit sich führen. Diese Teilchen reflektieren das Sonnenlicht und lassen das Wasser milchig erscheinen. In diesen Gewässern ist aufgrund des hohen Nährstoffgehaltes auch ein reichhaltigeres Leben anzutreffen.

Aufgrund der Trockenzeit, aber auch wegen der globalen Auswirkungen des Klimawandels verfügten beide Flüsse über einen besonders niedrigen Wasserstand. Somit war das direkte Umsteigen vom Schnellboot in eines der Kanus nicht möglich. Über den Strand und einen Fußweg folgten wir unserem Guide David. Eine Holzbank und ein traditionelles Kanu waren in den vergangenen Monaten Opfer der tropischen Vegetation geworden und standen am Rande

des Fußweges wie Mahnmale der Dschungelgötter, die vor dem weiteren Eindringen in den Urwald mahnten. Das Holz war von Pilzen und Insekten zersetzt worden. Uner-schrocken folgten wir David immer den Weg entlang, der sich zwischenzeitlich zu einem grünen Tunnel entwickelt hatte. Mit seiner Machete dünnte David an manchen Stellen die üppige Vegetation aus. Aber er zeigte uns auch die ersten Kakaobäume auf unserer Reise und die aromatisch duftenden Blüten der wilden Kaffeesträucher. Bambussprossen mit einem Durchmesser von über 20 Zentimeter trieben an einigen Stellen wie Raketen aus dem Erdreich. Schmetterlinge und die Blüten der Heliconia setzten bunte Akzente in dem alles beherrschenden Grün.

Nach einiger Zeit erreichten wir die Station, von der aus es mit dem Kanu weitergehen sollte. Vorher legten wir jedoch eine kurze Pause ein und David gab uns noch einige Informationen zu dem Camp und dem Indio-Stamm, der dieses betreibt. Wie auf einem großen Holzbegrüßungsschild auch zu lesen war, nennt sich der Stamm Añangu und gehört zu der Ethnie der Kichwa. Die Dorf-gemeinschaft nennt sich entsprechend Comunidad Kichwa Añangu. Wir bekamen zwar den indigenen Begriff Añangu übersetzt, warum sich der Stamm jedoch nach Ameisen benannt hatte, haben wir nicht verstanden. Nach der Pause wurde das Gepäck in einem kleineren Kanu verstaut und auch wir stiegen mit Schwimmwesten gesichert ein. Die Weiterfahrt erfolgte im Einbaum mit Paddelantrieb. So traditionell wie diese Fortbewegungsart auch erschien, mussten wir doch feststellen, dass inzwischen diese Boote aus Fiberglas gefertigt werden. Die historischen Holzkanus hatten nur eine Haltbarkeit von kaum mehr als einem Jahr, die modernen Pendant dazu hingegen sind über viele Jahre nutzbar und auch reparabel. Dazu kommt, dass die Kichwa sich verpflichtet haben, keine aktive Holzernte in dem Reservat durchzuführen und somit geeignete Baumstämme aus anderen Regionen bezogen werden müssten.



Es ging immer tiefer hinein in den Dschungel. Während David nach Tieren und besonderen Pflanzen Ausschau hielt, wurde vorwiegend von „Mono“ gepaddelt. Mono, dessen richtigen Namen wir uns weder merken noch aussprechen konnten, war immer gut gelaunt und strahlte immer, wenn wir ihn trafen. Es fiel uns nicht leicht, ihn Mono zu nennen, denn wir fanden es schon abwertend, ihn als „Affen“ zu bezeichnen. Dies hatte wohl vorwiegend etwas mit unserer Sozialisierung zu tun.

In dem dichten Urwald gab es doch einige Überraschungen zu entdecken. So zeigte David uns verschiedene Vögel, die zumeist auf Ästen saßen, die über den Flusslauf ragten, um dort auf eine Beute zu lauern. Besonders elegant waren die Schlangenhalsvögel, die entweder auf der Lauer saßen oder ihr Gefieder in der Sonne trockneten. Entgegen dem schwarz-grauen Federkleid der Schlangenhalsvögel kamen die ebenfalls recht großen Hoatzine mit einem bunten Federkleid daher. Diese selt-

same Vogelgattung hat keine direkten Verwandten. Ihre Besonderheit ist, dass sie sich überwiegend von schwerverdaulichen Blättern ernährt und daher über einen Labmagen ähnlich derer von Wiederkäuern verfügt. Dieses Verdauungsorgan und die damit verbundenen Ausdünstungen sorgen dafür, dass der Hoatzin von Indios ungern gejagt und noch seltener verzehrt wird. Nicht umsonst wird er auch Stinkvogel genannt.

Die nächste Überraschung kündigte sich schon von einiger Entfernung an. Als wir um die nächste der unzähligen Flusswindungen kamen, entdeckten wir die Urheber des zeternden Geschreis. Eine Familie von Riesenottern war auf der Jagd nach frischem Fisch. Langsam näherten wir uns der Familienbande. Neugierig aber unaufgeregt nahmen uns die mächtigen Tiere wahr, während wir von deren Anwesenheit überaus überrascht waren. Besonders deren immense Größe versetzte uns ins Staunen. Wir kannten den europäischen Otter und hatten im Dschungel



von Borneo die dortigen Otterarten kennengelernt, aber diese Tiere hier in Südamerika waren um ein Vielfaches größer. Die Elterntiere verfügten über eine Körperlänge von annähernd zwei Metern. Dabei entfiel ein nicht unbeachtlicher Teil auf deren muskulösen Schwanz. So verbrachten wir eine längere Zeit damit, den Raubtieren aus der Familie der Marder beim Jagen, Fressen und Herumtollen zuzuschauen. Nachdem sich die 5-köpfige Familie in den Schatten des Unterholzes begeben hatte, setzten wir unsere Anfahrt zu unserer Unterkunft fort.



Es dauerte nicht lange, bis die nächsten Fotomodelle die Szene belebten. Diesmal war es eine Gruppe aus Totenkopffäffchen und Kapuzineraffen. Breits bei den Ottern hatte ich mit Feuchtigkeit an und in den optischen Teilen meiner Kamera zu kämpfen. Jetzt war die Linse soweit angelaufen, dass ein Brillenputztuch notwendig wurde. Trotzdem war es kaum möglich, vernünftige Fotos zu schießen. Bei 25 Grad Celsius und einer Luftfeuchtigkeit wie ein einer Sauna war das kein Wunder.

Nach einer Stunde weitete sich der Flusslauf und die Gebäude der Lodge waren gut zu sehen. Wir erkannten unsere Unterkunft sofort, denn der Wiedererkennungswert war dank des mehrstöckigen Turms sehr hoch, der das Ensemble aus mit Palmwedeln gedeckten Häusern überragte. Verbunden mit Stegen waren die einzelnen Häuser an der Lagune beziehungsweise über die Lagune gebaut. Die rotbraun getünchten Wände und die natürlichen Dacheindeckungen der Unterkünfte passten perfekt in das Zusammenspiel zwischen den immergrünen Blättern der Urwaldvegetation und dem tiefschwarzen Wasser der Lagune.

Am Himmel hatte sich inzwischen die Wolkendecke zugezogen. Die drückende Schwüle stand jedoch weiterhin über dem Gewässer und ließ uns auch ohne körperliche Betätigung in Strömen schwitzen. Am Anleger angekommen, galt es, die Beine zu entknoten und so elegant wie möglich dem Kanu zu entsteigen. Was uns zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar war, war die Tatsache, dass in der Lagune unendlich viele Alligatoren auf ein reichhaltiges Abendessen warteten. Mit festem Boden unter den Füßen erhielten wir die Instruktionen zum Schutz vor Covid. Da alle Mitarbeitenden sowie alle Gäste vollständig geimpft seien, konnten wir ab jetzt im Camp und bei den Exkursionen auf das Tragen der Maske verzichten. Bei den klimatischen Bedingungen und der Aussicht auf längere Wanderungen durch den Urwald war das eine echte Erleichterung. Abschließend mussten wir noch in die Desinfektionsdusche. Dabei handelte es sich um eine Art Telefonzelle, in die wir einzeln eintreten mussten und darin von allen Seiten mit einem Dunst besprüht wurden. Bei uns kamen kurz Überlegungen über Sinnhaftigkeit und die gesundheitlichen Nebenwirkungen auf, aber wir waren nicht die ersten, die da hindurch mussten und außerdem befanden wir uns im Urlaub. Hier galt es zu genießen.



Nach der Desinfektion folgte das Begrüßungsritual mit gekühltem Handtuch und einem leckeren Begrüßungsdrink. Für die Einweisung in die Regeln und Einrichtungen der Lodge begaben wir uns in das unterste Geschoss des zentralen Gebäudes. Hier wurden wir über die Essenszeiten und das Programm der nächsten Tage unterrichtet. Zu uns gesellten sich Paul und Clarion, die mit uns die Exkursionen machen würden. Hier erhielten wir auch passende Gummistiefel für die nächsten Tage im Dschungel, bevor wir zu unserer Cabaña geleitet wurden. Eigentlich versteht man unter Cabañas eher Hütten oder Umkleidemöglichkeiten am Strand. Unsere Cabaña war jedoch ein voll ausgestattetes Holzhaus, das auf Stelzen über dem Ufer der Lagune stand. Dorthin kam man ausschließlich über den Steg, der alle Unterkünfte verband und genoss den intensiven aromatischen Duft eines Curry Busches. Zwar hat dieser mit dem uns bekannten Gewürz rein gar nichts zu tun, aber der Geruch, den er ausstrahlte, war schon erstaunlich. Direkt vor unserer Unterkunft standen einige Palmen und ein mächtiger Baum, an dessen Ästen etliche Nester von Webevögeln und auch die weitaus größeren Hängenester von Oropendulas hingen. Diese wunderbaren Vögel erzeugen einen ganz besonderen und weithin hörbaren Klang, welcher uns bis spät in den Abend und bereits früh am Morgen die passende Urwaldstimmung vermittelte.

Wie so oft hatten wir in unserer Cabaña, unserem Häuschen, ein riesiges Bett, das zum Schutz vor Plagegeistern mit einem Moskitonetz überspannt war. Dazu hatten wir ein perfekt und elegant ausgestattetes Badezimmer. Von der Veranda aus hatten wir einen wunderbaren Ausblick über die Lagune und den umgebenden Urwald. Das gesamte Ensemble war in Richtung Nordwesten ausgerichtet. Als Europäer denkt man, wenn man Norden hört, unwillkürlich dabei an die sonnenabgelegene Seite, aber hier auf der südlichen Hemisphäre steht mittags die Sonne im Norden. Wobei so nahe am Äquator die Sonne einfach

nur senkrecht über allem steht. Diese Ausrichtung hatte aber den Vorteil, dass wir immer einen wundervollen Sonnenuntergang beobachten konnten, wenn unser Zentralgestirn zwischen Wolkenfetzen das Firmament feuerrot erglühen ließ. Darunter die tiefschwarze Silhouette des Dschungels. Sobald die Sonne hinter dem Horizont verschwunden war und alles in eine umfassende Dunkelheit getaucht erschien, waren es nur noch die Augen der Kaimane, die sich in der Lagune auf die Lauer gelegt hatten und unser Taschenlampenlicht reflektierten.

Zum Abendessen trafen sich alle Gäste der Lodge im Haupthaus. Überwiegend waren es Mitglieder einer Reisegruppe von US-amerikanischen Ornithologen, die bereits Platz genommen hatten, als wir eintrafen. Dass es sich dabei um eine besondere Menschengruppe handelte, merkten wir recht schnell, aber auch David, der mit uns an einem gesonderten Tisch Platz genommen hatte, stimmte dieser Beobachtung uneingeschränkt zu. Er ließ erkennen, dass er durchaus froh war, kein Vogelspezialist zu sein und er daher uns als Guide zugeteilt worden war. Paul und Clarion gesellten sich ebenfalls zu uns an den Tisch. Das Buffet bot ein reichhaltiges Angebot von heimischen und internationalen Gerichten. Der Koch, der stolz am Buffet stehend die Produkte seines Teams anpries, war ganz offensichtlich kein Indio vom Stamm der Kichwa. Mit wohl zwei Metern Körpergröße und einer Figur, die darauf schließen ließ, dass ihm die Ergebnisse seiner Kochkunst durchaus mundeten, hob er sich deutlich von der hiesigen Bevölkerungsgruppe ab. Auf Nachfrage erzählte er, dass er aus Quito stamme und dort sein Handwerk gelernt habe. Unbestritten, er hatte dieses exzellent erlernt und zauberte hier im Urwald, weit ab von jedem Markt, die köstlichsten Dinge auf den Tisch. Nicht unerwähnt möchte ich den Barkeeper lassen. In einer entsprechenden Qualität zauberte dieser aus frischen Früchten und den verschiedensten Zutaten alkoholische und nichtalkoholische Drinks, mit denen wir den Tag abrundeten.



Nach einer ruhigen Nacht hieß es früh morgens raus aus den Betten und rein in den nächsten Tag am Rio Napo. So kulinarisch wie der erste Tag endete, begannen wir den neuen Tag mit einem umfangreichen Frühstücksbuffet. Für den heutigen Vormittag war ein Bootsausflug zu einer Lehmlecke am Rio Napo geplant. Mit dem Kanu, angetrieben durch kraftvolle Ruderschläge von David und vorwiegend von Mono, ging es durch den Kanal zurück zum Hauptstrom. Diesem folgten wir ein Stück flussabwärts, bis wir eine steile Abbruchkante am Flussufer erreichten. Dort wo sonst alles von Pflanzen überwuchert war, lag hier die rote Erde frei. Aus sicherer Entfernung konnten wir zusammen mit Paul und Clarion beobachten, wie sich Hunderte von Papageien einfanden, um Lehm zu lecken, der pflanzliche Giftstoffe, die sie mit ihrer Nahrung aufnehmen, aus ihrem Körper entfernt. Vorwiegend waren die Vögel grün-gelb und grün-blau gefiedert. Trotz des Abstands, den wir aus Gründen des Tierschutzes einhalten mussten, konnten wir die Szene gut verfolgen. Mit dem Teleobjektiv war es nicht einfach, gute Fotos zu machen, denn die Wellen der vorbeifahrenden Schiffe ließen unser Kanu heftig wackeln und das Licht der Dämmerung ließ noch keine kurzen Verschlusszeiten zu.



Nach diesem Naturschauspiel ging es mit dem Kanu weiter flussaufwärts. Ziel war das Dorf der Indios. Die Siedlung lag fast direkt am Fluss, der auch der einzige Verkehrsweg für die Einwohner darstellt. Daneben gab es nur noch einen Fußweg durch den Dschungel vom Dorf zur Lagune. Jedoch wäre das ein Weg, für den man mindestens drei Stunden einrechnen müsste, erklärte uns David und daher würde er lieber das Kanu nehmen, um täglich vom Dorf an die Arbeit in der Lodge zu kommen.

Von der Anlegestelle bis zum Dorf gab es wieder einiges Neues zu entdecken. So beispielsweise einen Baum mit unzähligen violetten Blüten, dessen abgefallene Blütenblätter den gesamten Boden im Umkreis von zehn Metern lila färbten. Am Rande des Weges wuchsen Bananenstauden, Kakaobäume und Kaffeebüsche.

Die Chefin der Gemeinschaft begrüßte uns und leitete uns zum Kulturzentrum, das aus einem Rundbau bestand, der in traditioneller Art gefertigt war. Alle Baustoffe, auch die notwendigen Baumstämme, wurden nicht gefällt sondern zusammengetragen. Ebenso war auch die gesamte Lodge mit ihren Gebäuden entstanden.

Im Kulturzentrum angekommen, welches vor dem Ausbruch der Covid-Pandemie täglich von der gesamten Dorfgemeinschaft genutzt wurde und aktuell nur unter Einschränkungen zur Verfügung stand, warteten weitere sechs indigene Frauen auf uns. Mit Unterstützung von David wurden uns interessante Informationen über die Gemeinschaft und das traditionelle Leben der Indios vermittelt. Es wurden verschiedene Tänze vorgeführt, die mit Trommeln und Rasseln begleitet wurden. Während dessen köchelte auf der Kochstelle in der Mitte des Raumes unser zweites Frühstück. Unter dem Dach und in mit Blättern verschlossenen Tontöpfen wurden hier die verschiedenen Lebensmittel gelagert.

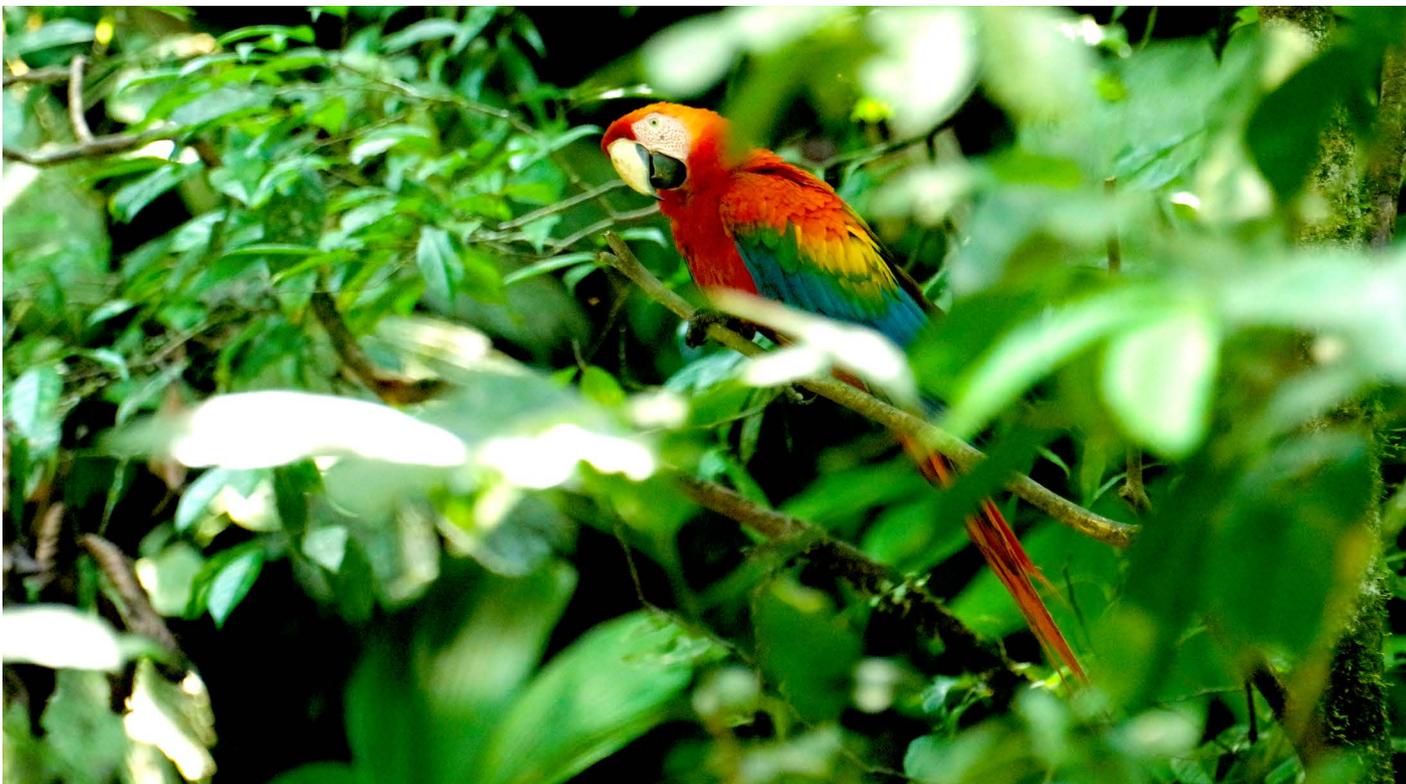
Auf großen Blättern wurden uns verschiedene Gemüsesorten und Kochbananen gereicht. Als Proteinquelle gab es für jeden der Gäste zwei gegrillte Maden. Diese inzwischen knackig gerösteten Tierchen hatten schon eine beachtliche Größe. David erklärte uns, dass lediglich der schwarze Kopf der Maden nicht essbar wäre und den sollten wir vor dem Verzehr abbeißen. Heike verzichtete auf die gegrillten Proteine und so durfte ich mich mit zwei zusätzlichen Maden für den weiteren Tagesverlauf stärken.

Die heutige Tour führte uns nun vorbei an Davids Haus, das er uns stolz zeigte. Leider war seine Frau nicht zu Hause und die beiden Kinder in der Schule. Es folgte eine Wanderung zu einer weiteren Lehmlecke, diesmal jedoch nicht am Fluss, sondern tief im Urwald. Der Weg dorthin war teilweise gut befestigt und mit Treppenstufen versehen. Das kam Clarion, der altersbedingt schon einige Bewegungseinschränkungen hatte, sehr zugute. An der Lehmlecke angekommen, gab es eine Schutzhütte und sogar ein Klohäuschen.

Von der Schutzhütte aus, die auch gleichzeitig einen Sichtschutz bot, hatten wir einen guten Ausblick auf eine Quelle, die ihr Wasser aus einem Loch in einem Felsen freigab. Hier hieß es nun warten, lauschen, schauen. Nach einiger Zeit erschien ein sehr scheues Hokkohuhn, genauer gesagt ein Blaukehlguan. Dabei handelt es sich um eine Art Hühnervogel, der ausgewachsen immerhin 70 cm misst. Das war zwar kein Papagei, aber zumindest eine Abwechslung vom sturen Blicken auf die Quelle. Nun veränderte sich auch die Geräuschkulisse. Die markanten Schreie der Aras waren zuerst aus der Ferne zu vernehmen und kamen anschließend nur sehr langsam näher. Unsere Anspannung stieg mit jedem Schrei dieser eleganten Tiere. Irgendwann waren es die Schatten der Aras, die wir sehen konnten, wenn sie ganz weit oben in den Bäumen ihre Sitz- und Beobachtungsplätze änderten. Wir

hörten das Schlagen deren Flügel, sahen aber noch lange keinen der scheuen Vögel. Endlich wagte es der mutigste der Aras in unser Sichtfeld zu fliegen, um die Sachlage zu erkunden. Es war ein hellroter Ara, exakter ein Scharlachara, im englischen Macao genannt. Diese Spezies ist einer der größten Papageien und mit einer Länge von einem Meter und einem Gewicht von über einem Kilo ein mächtiger Vogel. Das rote Deckgefieder, welches zusätzlich mit blauen und gelben Federn das einzigartige Aussehen des Papageien ausmacht, war gut zu erkennen, dazu das typische Papageiengesicht mit weiß-schwarzem Schnabel und einem weißen Gesicht. Alsbald zeigten sich nach und nach weitere Mitglieder der Gruppe und ließen sich an der Quelle nieder. Das wenige Licht und sehr agile Vögel machten uns das Fotografieren nicht ganz einfach. Aber immer wieder gab es nette Ansichten an der Quelle oder auf einem der zahlreichen Äste. Was wir so nicht erwartet hatten war, dass diese bunten Vögel laut sind, sehr, sehr laut. Im Prinzip war es völlig überflüssig, bei diesem Krach, den sie machten, sich ganz leise zu verhalten, aber irgendwie war die Situation so spannend, dass wir - wenn überhaupt - flüsternten.

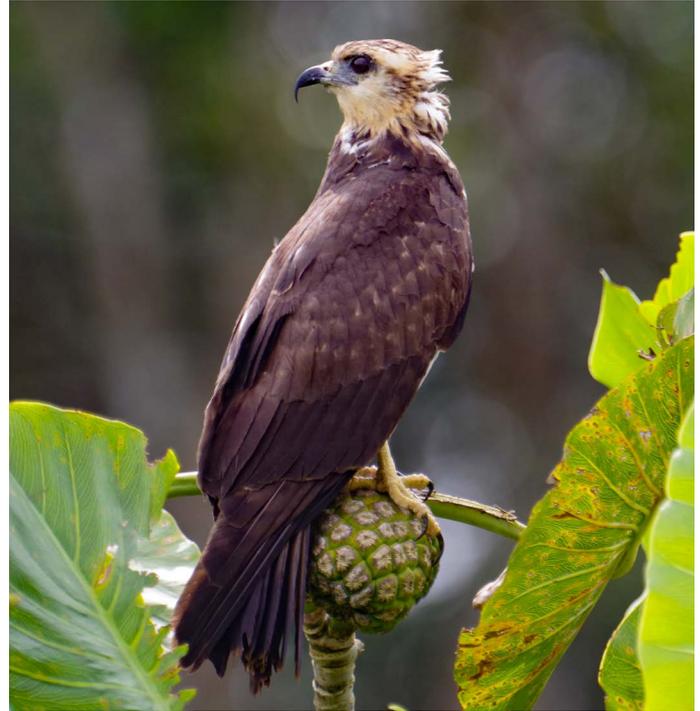




Zu der Gruppe gesellte sich auch noch ein einzelner Kobaldflügelsittich, der mit seinem grün-blauen Gefieder einen netten Kontrast bildete. Wie auf das Kommando des Oberpapageien verschwanden die Aras wieder mit viel Geschrei in den Wipfeln der Urwaldriesen und wir traten unseren Rückweg an. Bevor wir das Kanu erreichten, hatten wir noch eine nette Begegnung mit einem der hier häufig anzutreffenden Tausendfüßler. Die possierlichen Tierchen erreichen hier Größen, von denen unsere heimischen Gliederfüßler nur träumen können. Hinzu kommt, dass neben der Größe auch deren toxische Bewaffnung jedem Warmblüter Angst machen sollte. Für die Einheimischen ist es scheinbar klar, welche der Hundert- und Tausendfüßler giftig sind und welche man ohne Bedenken anfassen kann. Für uns Touristen heißt es auf jeden Fall „Finger weg“. Das betrifft jedoch noch wesentlich mehr die kleinsten Individuen, die einem hier im Amazonasbecken begegnen können.



Die Ruderstrecke zurück zur Lodge kannten wir nun bereits schon ganz gut. Ein weißer Schmuckreiher begleitete uns auf dem gesamten Weg. Sobald wir uns ihm näherten, flog er ein Stück weiter, um dort scheinbar auf uns zu warten. Grünreiher ließen sich hingegen von uns bei ihrer Jagd nach Fischen nicht stören. Ebenso schien es einen Wegebussard eher zu langweilen, als wir unter seinem Rastplatz hindurch fuhren.



Bis zum Abendessen hatten wir noch reichlich Zeit, über das Erlebte zu sinnieren und uns für den Abend frisch zu machen. Es bot sich auch noch die Gelegenheit, die Hoazine zu beobachten, die in unmittelbarer Nähe zu unserer Cabaña ihren Platz für die Nacht eingenommen hatten. Natürlich galt unsere Aufmerksamkeit auch den Kaimanen, die scheinbar völlig ziellos und unbeirrbar durch das dunkle Wasser glitten.



Nach dem Dinner folgte eine Nachtwanderung. Während Paul und Clarion eine Auszeit nahmen, führte uns David auf einen schmalen Weg rund um die Lodge. Riesige Zikaden, deren Gezirpe ständig zu hören war, und endlos viele Spinnen gab es zu sehen. Unter anderem auch eine der bei Supermarktverkäufern gefürchtete Bananenspinne. Diese Gattung der Achtbeiner gilt als besonders aggressiv und hochgiftig. Wesentlich ungefährlicher waren hingegen die großen Geckos, die sich im Schutz der Nacht auf die Jagd nach Insekten machten.

Für heute stand eine Wanderung zum Aussichtsturm auf der gegenüberliegenden Seite der Lagune auf dem Plan. Wir starteten wieder mit Mono und seinem Kanu. Er brachte uns auf direktem Weg zur Anlegestelle am nördlichen Ufer. Dort fanden gerade Sanierungsarbeiten statt. Einige der Planken hatten unter den klimatischen Bedingungen stark gelitten und mussten ausgewechselt werden. Hierbei konnten wir erleben, wie eine schonende Waldwirtschaft durchgeführt wurde. Lediglich Äste, die wegen Pflegearbeiten entfernt werden mussten, kamen bei den Reparaturen zum Einsatz.



Nachdem wir über diesen recht langen Steg den Urwaldpfad erreicht hatten, erklärte uns David, dass es sich hierbei um eine uralte Verbindung zwischen dem Indiodorf und der Lagune handelte, die in Vorzeiten von den Jägern gerne genutzt wurde. Inzwischen diente sie nur noch den Mitarbeitern der Lodge für ihren Arbeitsweg, falls kein Kanu zur Verfügung stünde. Bei einer Arbeitszeit von zehn Stunden und jeweils drei Stunden für den Fußmarsch wird dies logischerweise nur selten genutzt.

Nach einer nicht gerade kurzen Strecke erreichten wir den Aussichtsturm. Hier galt es über zahlreiche Leitern die oberste Plattform zu erklimmen. Die lange Wanderstrecke gepaart mit der hohen Luftfeuchtigkeit hatten unsere Kondition bereits ziemlich belastet und nun die schier unzähligen Stufen. Besonders Clarion hatte damit sehr zu kämpfen.

Oben endlich angekommen hatten wir einen unglaublichen Ausblick über den Dschungel. In alle Himmelsrichtungen gab es nur Urwald soweit wir schauen konnten. Aus dem dichten Bewuchs ragten vereinzelt riesige Bäume hervor. An eben solch einen Urwaldriesen war unsere Aussichtsplattform gebaut. Diese Ceiba-Bäume sind oft das Ziel von illegal handelnden Holzfällern und werden noch immer in alle Welt verschifft, um daraus leichte und billige Holzplatten zu fertigen. Der Ceiba ist einer der größten Bäume des tropischen Regenwaldes mit eindrucksvollen Maßen, so erreicht er nicht selten Höhen von 75 Metern. Der Baum hat seit Urzeiten eine tiefe mystische Bedeutung für die indigenen Völker. In der Mythologie der Maya galt er als Weltenbaum, der die Verbindung zwischen Himmel, Erde und Unterwelt symbolisiert.

David suchte mit seinem Fernglas die Bäume in der Umgebung nach Vögeln und Affen ab. Ich nutzte dafür das Teleobjektiv meiner Kamera. Mit der Erfahrung eines Scouts entdeckte David schließlich den ersten Tukan, der es sich

auf der Spitze eines Baumes bequem gemacht hatte. Der Vogel war allerdings so weit entfernt, dass wir die exakte Spezies nicht bestimmen konnten. Einfacher war es mit einer Gruppe von Tukanen, die direkt in unserer Nähe auf der Futtersuche waren. Dabei handelte es sich um Halsbandarassaris, ein mittelgroßer Vertreter seiner Gattung. Die Vögel sammelten Nüsse, die sie mit ihren kräftigen Schnäbeln öffneten.



Was David noch entdeckte, war ein Familienverband des Roten Brüllaffen. Diese hatten es sich auf einem kräftigen Ast bequem gemacht, räkelt sich und genossen total entspannt die wärmende Morgensonne. Gegen Mittag machten wir uns auf den Rückweg zur Lodge, nicht ohne auf dem Pfad nach weiteren Tieren zu schauen. Unter Blättern fand David winzige Frösche, die nach seiner Auskunft hochgiftig wären und die zu der Gattung der Pfeilgiftfrösche gehören würden. Weniger giftig dafür deutlich spektakulärer war eine Tarantel, die David mit einem Stöckchen aus ihrer Höhle lockte. Auch hier kam wieder der Hinweis, dass es die kleinen Tiere hier im Urwald sind, von denen eine echte Gefahr ausgeht.

Die Arbeiten am Steg waren erfolgreich abgeschlossen und so erreichten wir das Kanu, mit dem Mono bereits auf uns wartete, ohne über Balken und Lücken in der Beplankung steigen zu müssen. Inzwischen waren schwere dunkle Wolken aufgezogen und verhiessen nichts Gutes. David stellte uns vor die Entscheidung, möglichst trocken in der Lodge anzukommen oder einen Versuch zu starten, eine Anakonda zu finden. Bei diesen Außentemperaturen nass zu werden, schien uns nicht besonders schlimm und so entschieden wir uns einstimmig für die Suche nach der Würgeschlange. Daher führte unser Weg nun zu einem mit Schilf bewachsenen Teil der Lagune. Während wir im Kanu saßen, stellte sich David auf, um in den mannshohen Gräsern nach einer der größten Schlangen Ausschau zu halten. Natürlich kannte er ungefähr den Bereich, in dem eine Anakonda täglich ihren Mittagsschlaf hielt. Und so dauerte es nicht lange, bis wir auf diese Boa stießen. Langsam und immer einzeln durfte nun jeder aufstehen und einen Blick auf das zusammengerollte Reptil werfen. Leider hatte sie ihren Kopf irgendwo unter den Windungen ihres Körpers versteckt. Daher ist das so entstandene Foto nicht besonders aussagekräftig. David schätzte das Tier auf eine Länge von drei bis vier Metern. Damit stellt sie durchaus eine Gefahr für die hier zahlreich vorkommenden Kaimane dar.

Der sich schon seit einiger Zeit ankündigende Regen begann erst auf den letzten Metern der Kanufahrt und so erreichten wir unsere regensichere Unterkunft fast trocken. Während sich der Regen zu einem Wolkenbruch auswuchs, konnten wir von unserer überdachten Veranda beobachten, wie die Gruppe der Ornithologen unbeirrt in Kanus auf der Lagune unterwegs war, um nasse Vögel zu entdecken. Der ertragreiche Regen hielt noch bis zum späten Abend an.



Für den dritten Tag stand eine lange Wanderung durch den Urwald an. Nach dem Frühstück verabschiedeten wir uns von Paul und Clarion, die einen Tag vor uns abreisten, um ihre Reise durch Ecuador und Mexiko fortzusetzen. Zuvor tauschten wir noch unsere Kontaktdaten aus, um später Urlaubsfotos auszutauschen.

Bisher waren es keine langen Wanderungen, die wir in den uns zur Verfügung gestellten Gummistiefeln absolvieren mussten. Heute starteten wir jedoch eine Ganztagestour und das bei den Temperaturen und der hohen Luftfeuchtigkeit. Was das für unsere Füße bedeutete, stellte sich erst am Abend heraus. Der Weg führte uns entlang von fast ausgetrockneten Bachläufen, die rechts und links von undurchdringlichem Dschungel umgeben waren. Ab und zu konnten wir kleine Schneisen entdecken, die wohl von bodenbewohnenden Tieren regelmäßig benutzt wurden. David erklärte uns, welche Tiere das sein konnten. Kleine Hirscharten oder auch Tapire können die Verursacher dieser Pfade sein. Selten gäbe es auch Jaguare in der Region.

Anstatt diese Bodenbewohner zu entdecken, waren es drei Affenarten, die über uns auftauchten. Zuerst waren es Brüllaffen und später eine gemischte Gruppe aus Kapuziner- und Totenkopffäffchen. Ebenfalls begegneten uns verschiedene baumbewohnende Reptilien. Am auffälligsten war jedoch eine Schmetterlingsraupe mit schneeweißen, langen Härchen, die unseren Weg kreuzte.



David hatte für uns ein Lunchpaket mitgenommen. Auf einem Hügel machten wir unsere Mittagspause. Ein umgefallener Baum mit großen Blättern belegt bot eine angenehme Sitzgelegenheit. So gestärkt machten wir uns wieder auf den Weg durch die grüne Hölle.

Unsere Wanderung endet an der Rangerstation bei der Einmündung des Anangu Creek in den Rio Napo. Die Wolkendecke hatte sich inzwischen völlig zugezogen und aus der Ferne hörten wir bereits mächtiges Donnern. Bevor wir uns mit dem Kanu auf den Rückweg machten, verteilte David Regenponchos und zog sich selbst eine solche „Plastiktüte“ über.



Immer wieder hörten wir ein brutzelndes Geräusch im Wasser neben dem Kanu. Auf Nachfrage erklärte uns David, dass es sich dabei um elektrische Entladungen von Zitteraalen handele. Diese besonderen Fische, die über zwei Meter lang werden, können starke elektrische Stöße mit Spannungen mit bis zu 860 Volt abgeben, um Feinde zu vertreiben oder Beute zu erlegen.

Zu unserer Freude trafen wir ein zweites Mal auf die Familie der Riesenotter, die wieder im Kanal auf die Jagd nach Fischen ging. Natürlich nutzten wir diese Chance, die gewandten Tiere bei ihren Beutezügen zu beobachten und wie sie ihre sozialen Kontakte untereinander pflegten.

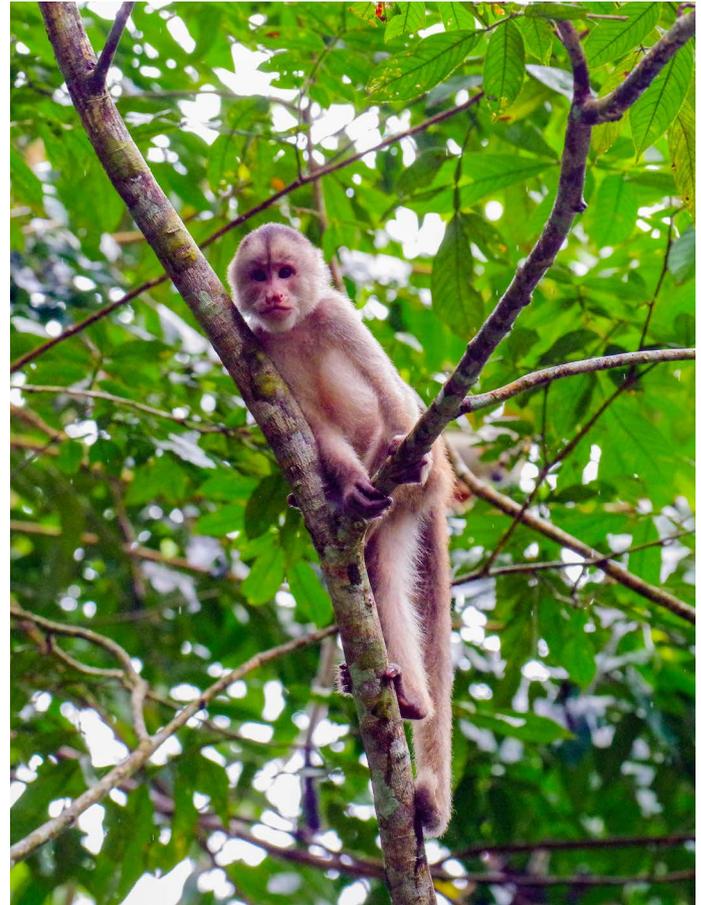
Zurück in der Lodge befreiten wir unsere Füße von den inzwischen innen und außen nassen Gummistiefeln. Nach acht Stunden im Feuchten war meine Haut an den Füßen käseweiß und völlig verschrumpelt. Teilweise hatten sich Blasen gebildet oder die oberste Hautschicht abgelöst. Nicht schön, aber zum Glück auch nicht schmerzhaft.

Am Abend genossen wir noch einmal den Ausblick von den obersten Etagen des Turmbaus. Ein letztes Mal beobachteten wir die seltsamen Vögel, die Hoatzine und die Kaimane, die sich im Sonnenuntergang die besten Jagdplätze für die Nacht suchten.



Ganz früh morgens ging es dann auf den Rückweg. Zunächst natürlich mit dem Kanu und anschließend mit dem Schnellboot den Rio Napo hinauf. Das monotone Geräusch des Schiffsmotors und die sanften Wellen des Rio Napos ließen uns während der Fahrt entspannt dösen.

In Coca angekommen verabschiedeten wir uns von David, der uns in den vergangenen Tagen ans Herz gewachsen war. Ein letztes Mal sammelte er die Schwimmwesten ein und brachte uns zum Kleinbus, der uns zum Flughafen brachte. Das Gepäck war bereits mit einem Transporter auf den Weg gebracht worden. Die Wartezeit am Airport verbrachten wir vor der Abflughalle, um nicht durchgängig die Maske tragen zu müssen, zumal drinnen die stickige Luft ausschließlich mittels Deckenventilatoren verwirbelt wurde.





## Papallacta

Der Flug von Coca nach Quito war vollkommen unspektakulär. Für diesen Tag hatten wir ein ruhiges Programm vorgesehen. Die Fahrt sollte uns nach Papallacta bringen, wo wir uns in warmen Solebädern entspannen wollten. Doch vor dieser Entspannung mussten wir unseren Mietwagen in Empfang nehmen und unsere Koffer, die wir im Hotel abgestellt hatten, abholen. Das mit dem Mietwagen klappte diesmal ausgesprochen gut. Leider musste ich feststellen, dass auch an diesem Tag der Tank des Wagens nicht komplett gefüllt war. Um einer erneuten Diskussion über das Befüllen des Tankes aus dem Weg zu gehen, machte ich ein Foto der Füllstandsanzeige und schickte dieses an die Agentur. Den Weg vom Flughafen zu unserem Hotel am Rande von Quito kannten wir gut und so hatten wir unsere Koffer alsbald in unserem Wagen verstaut.

In den Vororten von Quito, durch die wir nun kamen, konnten wir das Wohlstandsgefälle zwischen den noblen Vierteln der Hauptstadt und den schnell wachsenden Barios gut erkennen. Die Behausung der dort lebenden Menschen wurden sichtlich immer ärmlicher. An der Hauptstraße reihten sich unterschiedlichste Geschäfte aneinander und boten uns die Möglichkeit, für die weitere Fahrt Obst und Wasser einzukaufen. Auf den dann folgenden Kilometern stieg die Straße zügig an und führte uns hinaus aus dem Kessel von Quito. Die Fernstraße E 20 brachte uns über die östlichen Kordilleren. Dabei überwandern wir den 4064 Meter hoch gelegenen Papallacta Pass. Der Ort Papallacta selbst liegt rund 60 km östlich der Hauptstadt Quito auf 3300 Metern Höhe.

Auf ständig wiederkehrenden Warnschildern stand „Despacio Osos cruzando“. Es wurde vor Bären gewarnt, die die Straße überquerten. Leider bekamen wir keinen dieser hier heimischen und sehr seltenen Brillenbären zu Gesicht.

Von der Fernstraße zweigte die Hauptstraße von Papallacta ab und führte uns wiederum bergauf durch den kleinen Ort, der zwar für seine Thermalquellen sehr bekannt ist, aber weniger als tausend Einwohner zählt. Dabei kamen wir an künstlich angelegten Teichen vorbei, in deren durch die vulkanischen Aktivitäten aufgewärmtem Wasser Aquakulturen wohl gut gediehen. Schließlich gehört die Gegend zu der Kette der Vulkane, zu denen auch der Antisana in der direkten Nachbarschaft zählt.

Weit außerhalb des eigentlichen Dorfes erreichten wir die Termas de Papallacta, der höchstgelegene Spa der Welt und somit auch unser Hotel für die nächste Nacht. Im Hauptgebäude wurden wir überaus freundlich und fachkundig von einer jungen Frau begrüßt. Hier erhielten wir wirklich alle notwendigen Informationen zu dem Hotel, dem Restaurant und den Thermen. Unser Zimmer lag in einem der zahlreichen Häuschen, die sich über das weitläufige Hotelareal verteilt befanden. Recht nah dabei befand sich eine Parkgelegenheit für unseren Mietwagen, was den Transport unserer Koffer deutlich vereinfachte. Direkt zwischen den im Halbkreis angeordneten Häuschen befanden sich Thermalpools, die wir jederzeit nutzen konnten.





Nicht weit entfernt gab es noch die große, öffentliche und umfangreiche SPA-Landschaft, welche gegen Aufpreis nutzbar gewesen wäre. Uns reichten jedoch bei weitem die Becken im Garten vor unserem Zimmer. Diese nutzten wir auch umgehend, nachdem wir eingeeckelt hatten. Wie gut tat es nach den anstrengenden Tagen, die wir bereits hinter uns hatten, sich einfach in dem warmen Wasser treiben zu lassen. Aber bereits nach einiger Zeit verspürten wir den Drang, uns bewegen zu müssen. An der Rezeption hatten wir von einem landschaftlich schönen Wanderweg erfahren und so wechselten wir von der Badebekleidung hin zum Wanderoutfit.



Die Rezeptionistin hatte nicht zu viel versprochen. Der gut ausgeschilderte und mit QR-Codes versehene Wanderweg führte uns entlang eines Baches, dessen warmes Wasser trotz der Höhe von über 3000 m ein mildes Klima erzeugte. Das Ufer war dicht von Bäumen und Sträuchern bewachsen, die man hier im Gebirge nicht erwartet hätte. Eine üppige und fast tropische Flora hatte sich direkt am Bach entwickelt. Das Gewässer mäanderte mal sacht, mal wild durch die Gebirgslandschaft. Unsere Route führte vorbei an den Nutzgärten des Hotels und an saftig grünen Weiden mit Lamas und Kühen. Weiter oben hatte sich

rund um einen Wasserfall ein kleines Wäldchen etabliert. Hier erreichten wir den Wendepunkt des Rundwanderwegs. Eine Holzbrücke überspannte das tobende Wasser des Baches, das einige Meter in die Tiefe stürzte. Es neigte sich dem Abend zu und so machten wir uns auf den Rückweg.



Die gesamte Hotelanlage war aufwendig und geschmackvoll gestaltet. Im Haupthaus, in dem auch der Restaurantbereich lag, hatten die Innenausstatter mit viel natürlich gehaltenem Holz ein behagliches Ambiente geschaffen. Das Dinner stand dieser exzellenten Ausstattung in nichts nach.

Vor dem Schlafengehen nutzten wir nochmal die Möglichkeit, die uns die Thermalbecken direkt vor unserem Zimmer boten. Über der warmen Thermalsole bildete sich Wasserdampf und so zogen Nebelschwaden über die vereinzelt aufgestellten Leuchten und tauchten die gesamte Szene in ein unwirkliches Licht. Völlig entspannt fielen wir in die weichen Betten und schliefen, bis uns die ersten Sonnenstrahlen weckten, um dann den neuen Tag so zu beginnen, wie wir den vorigen abgeschlossen hatten. Wir badeten nochmal, bevor wir das ausgiebige Frühstück genossen.

## Kuyana Lodge

Dass unsere Weiterfahrt über den Wolken startete, war aufgrund der Höhenlage nicht ungewöhnlich. In der Ferne konnten wir den vergletscherten Gipfel des Vulkans Antisana wahrnehmen. Die Strecke führte uns in immer tiefer gelegene Regionen. Dabei mussten wir auch durch die Wolkendecke stoßen. Die Wolken waren zeitweise über, unter und um uns herum. Weiße und graue Schwaden zogen durch die Täler, während wir abwechselnd von Sonnenschein, dichtem Nebel und Regen begleitet wurden. Die Fernstraße E 20 führte ostwärts von Papallacta in Richtung der Bezirkshauptstadt Baeza. Noch bevor wir diese Stadt erreichten, bogen wir auf die E 45 in südlicher Richtung ab. Die Vegetation wurde zusehends üppiger und grüner. Die Straßen waren gut ausgebaut und der Verkehr hielt sich in Grenzen. Für die heutigen 150 Kilometer hatten wir zweieinhalb Stunden Fahrtzeit eingeplant. Bis zu dem Moment, als wir über eine Kuppe fuhren und vor uns eine Schlange von Fahrzeugen auftauchte, hatten wir auch keine Zweifel, unsere nächste Unterkunft planmäßig zu erreichen.

Von der abschüssigen Seite dieser Bergkuppe hatten wir einen tollen Ausblick auf das vor uns liegende Tal. Über diesen Ausblick hätten wir uns auch gefreut, wenn wir nicht auch die Autoschlange gesehen hätten, die sich vor uns auf bestimmt zwei bis drei Kilometern bis zu einer Brücke gebildet hatte. PKWs, Kleinlaster und massige Lastwagen reihten sich aneinander und dazwischen liefen Fahrer, Mitfahrer und fliegende Händler umher. Die Bewohner des Marktfleckens Cosange hatten schnell erkannt, dass es sich lohne, den hier wartenden Reisenden Getränke und diverse selbstgebackene Snacks anzubieten. Nicht weit von unserem Platz in der Blechlawine wurde sogar, zur Freude der Fernfahrer, ein Grill aufgebaut.

Jeder, den ich danach fragte, wie lange man mit der Sperrung rechnen müsste, zuckte nur mit den Schultern. Heike stellte die Frage in den Raum, ob es nicht besser wäre, eine Umleitung zu nehmen. Weder unsere Landkarten noch das Navigationssystem bot uns eine alternative Strecke an, die nicht über 200 Kilometer weiter gewesen wäre. Somit entschieden wir uns geduldig zu warten und hofften, noch vor Sonnenuntergang in unserer nächsten Lodge einzutreffen.

Mangels anderer Beschäftigung wanderte ich vorbei an den unterschiedlichsten Fahrzeugen, hinab in das Tal zur Baustelle. Die Stahlkonstruktion, die den hiesigen Fluss überspannte, war aus massiven Längs- und Querträgern konstruiert. Aufgrund von Korrosion und der ständigen Belastungen hatten sich Träger untereinander gelöst. Tragende Stahlteile mussten daher ersetzt werden. Die Querträger, auf denen die Stahlplatten der Fahrbahn auflagen, waren zu dem Zeitpunkt, an dem ich eintraf, bereits mit einer Hilfskonstruktion und mittels Seilzügen angehoben. Um die Träger wieder massiv zu verbinden, wurden neue Verbindungselemente montiert. Dazu wurde gebohrt, geschraubt und geschweißt. Erstaunlich fand ich, dass die vier Arbeiter, die wirklich zügig am Arbeiten waren, alle gut gegen das Abstürzen gesichert waren. Zu der schweißtreibenden Arbeit kam erschwerend, dass sich inzwischen zahlreiche Zuschauer auf der Talbrücke eingefunden hatten. Aber immerhin gaben sie keine fachmännischen Tipps und verhielten sich auch sonst zurückhaltend.

Auf dem Weg zurück zu unserem Mietwagen stellte ich fest, dass zum einen zahlreiche Fahrer ihre Fahrzeuge verlassen hatten, einige hingegen aus dem Stau ausgeschert und umgekehrt waren und so mehrere Lücken in der Schlange klafften. Diese Gelegenheit nutzten wir, um



uns eine bessere Ausgangsposition für die Weiterfahrt zu sichern. Nach drei schier endlosen Stunden Wartezeit konnten dann endlich die ersten Fahrzeuge die halbseitig freigegebene Brücke überqueren. Während wir noch länger warten mussten, durfte zuerst der Gegenverkehr losfahren. In der gesamten Zeit hatte sich auch auf deren Seite eine beachtliche Anzahl von Fahrzeugen aufgestaut. Entsprechend lange dauerte es auch, bis wir an der Reihe waren. Langsam setzte sich die Kolonne in Bewegung. Die Trucks, die mitten auf der Fahrbahn standen und von ihren Fahrern verlassen waren oder deren Fahrer in den Kabinen schliefen, hemmten den abfließenden Verkehr zusätzlich. Nachdem wir die reparierte Brücke überquert hatten, kam eine lange relativ kurvenarme Steigungsstrecke, auf der wir die langsam fahrenden Lastwagen überholen konnten. So kamen wir auf der Fernstraße endlich wieder schnell voran.



Aber auch das hatte ein Ende, als ein Wolkenbruch einsetzte, der es nicht zuließ, wesentlich schneller als Schrittgeschwindigkeit zu fahren. Das führte zu einer zusätzlichen Verzögerung gegenüber unserem Zeitplan. Irgendwann am Nachmittag erreichten wir die Stadt Archidona. Für den dort vorgesehenen Besuch des örtlichen Zoos El Arca blieb nun leider keine Zeit mehr. Durch ein Labyrinth aus Einbahnstraßen versuchten wir die richtige Ausfallstraße zu erreichen, die uns zu unserer Lodge führen sollte. Dabei kamen wir dreimal aus verschiedenen Richtungen am zentral gelegenen Marktplatz vorbei, bevor wir uns wieder auf dem richtigen Weg befanden.

Die von uns ausgewählte Kuyana Lodge lag weit außerhalb der Stadt. Schon die Zufahrt führte uns auf einer Schotterpiste durch dichten Urwald. Als wir dort ankamen, hatte sich die Wetterlage komplett verändert, denn vom azurblauen Himmel strahlte die Sonne, als hätte es nie Wolken oder gar Regen gegeben.

Auf dem großzügig angelegten Parkplatz direkt am schicken neu errichteten Wohnhaus der Familie des Lodgeinhabers ließen wir unseren Wagen stehen und machten uns zu Fuß auf den Weg zu den Gebäuden der Lodge. Es waren nur wenige Meter über eine sehr abschüssige Schotterstraße, die an einer Holzbrücke endete. Nachdem wir die Brücke überquert hatten, fanden wir uns in einem kleinen Paradies wieder. Das gesamte Gelände war üppig bepflanzt mit Bambus, Palmen und anderen Urwaldgewächsen. Wir wurden herzlich begrüßt und bekamen schon die ersten Informationen, während gleichzeitig ein frischer Fruchtsaft zubereitet wurde. Unser Apartment hatte eine durchgehende Glasfront, war an einem Hang gelegen und bot daher einen wunderbaren Ausblick. Frische Schnittblumen standen auf den Schränkchen neben dem riesigen Doppelbett. Das luxuriös ausgestattete Badezimmer glich mit seinem Whirlpool eher einer Wellnessoase. Im Außenbereich luden ein Pool zum Plantschen und verschiedene Ruheplätze, gut beschattet und vor der Äquatorsonne geschützt, zum Verweilen ein.

Unser Programm sah am Nachmittag eine Wanderung zum Fluss vor, gefolgt von einem Schnellkurs zur Herstellung von Schokolade. Für uns hieß das nun, sich zügig fertigzumachen, denn es war bereits spät am Nachmittag. Als wir von unserem Apartment zur Rezeption kamen, hatte unser heutiger Guide Dario bereits eine Auswahl von Gummistiefeln für uns zurechtgestellt. So mussten wir unsere Wanderschuhe gegen die deutlich unbequemereren Stiefel tauschen. Ziel der Wanderung war der Fluss, der hier in einiger Entfernung vorbei führte. Bis dorthin gab

es natürlich einiges in der Natur zu entdecken. Einige der uns von Dario präsentierten Kriechtiere kannten wir bereits von unserem Aufenthalt im Napo Wildlife Center. Neu waren für uns die Informationen zu verschiedenen Palmen. Darunter auch eine kurze Einweisung, wie man eine Urwaldkrone aus Palmblättern herstellt und man sich mit Heliconblüten als Papagei dekorieren kann.

Nach einer knappen Stunde erreichten wir das Flussufer. Aufgrund der Jahreszeit führte dieses Gewässer nur relativ wenig Wasser. So konnten wir geschützt durch unsere Gummistiefel bis auf eine Sand- beziehungsweise Geröllbank waten, die in der Mitte des Flusses hervorragte. Von hier hatten wir einen schönen Blick auf den Kontrast aus undurchdringlichem Dschungel und dem Fluss, der eine breite Schneise durch die grüne Hölle bahnte. Flussabwärts ließen Stromschnellen das Wasser Wellen schlagen, über denen weiße Gischt lag.

Als wir nach der Exkursion zur Lodge zurückkamen, standen bereits in der offenen Außenküche die Kakaobohnen zur Herstellung von Schokolade für uns bereit. In einer Pfanne über offenem Feuer wurden die kompletten Bohnen geröstet. Wichtig war dabei, dass wir ständig rührten, damit diese nicht anbrannten. Es dauerte erstaunlich lange, bis die ersten Bohnen knackend in der Pfanne umher hüpfen, ähnlich wie Popcorn. Dies war das Zeichen, dass der Röstprozess abgeschlossen war.

Am Tisch hatte Dario inzwischen einen Fleischwolf mit einem speziellen Vorsatz zum Mahlen der gerösteten Kakaobohnen montiert. Auf dem gusseisernen Haushaltsgerät prangte groß der Name des Herstellers: Corona. Ein Begriff, der bis 2020 völlig unbelastet für allerlei Produktnamen Verwendung fand. Bis die Maschine jedoch zum Einsatz kam, mussten die heißen Bohnen von Hand noch von ihren Schalen befreit werden.

Die gemahlene Kakaoflocke, die einen hohen Ölanteil besitzen, wurden auf einem Palmblatt aufgefangen und mit Rohrzucker vermischt. Diese Mischung wurde ein weiteres Mal durch den Fleischwolf gepresst. Das Leiern ging nach einiger Zeit gewaltig auf meine Muskulatur, so dass ich immer öfter die Arbeitshand wechseln musste. Das so gewonnene Mus durften wir dann schon mal verkosten.



Nun galt es, den Hauptgang für unser Dinner zuzubereiten. Meine Nachfrage, ob es zum Abendessen auch frische Maden geben würde, war Ansporn für Dario, solche schnell besorgen zu lassen. Und tatsächlich gab es neben den drei frisch gefangenen Fischen auch drei Maden, die sich in einer Keramikschale im Wasser schwimmend offensichtlich nicht wohl fühlten.

Heike wandte sich zusammen mit unserem Guide den Fischen zu, während ich mir das Ganze aus einiger Entfernung anschaute. Aber es half nichts, auch ich musste für mein Abendessen sorgen. Nachdem die Fische von innen und außen gewürzt waren, mussten wir diese mit einer besonderen Technik in Palmblätter packen, um sie so in glühender Holzkohle zu garen.



Was die Maden betraf, bestand ich darauf, dass die meini-  
gen gegrillt wurden, während Dario seine Maden lebendig  
verzehrte und nicht ohne sie noch eine Zeitlang zwischen  
den Zähnen zappeln zu lassen. Meine Maden wurden  
aufgespießt und gegrillt, bis sie knusprig waren. Mein  
Menu bestand also aus zwei leckeren Maden, einem Fisch  
mit Salat und gegrillter Kochbanane sowie einem wun-  
derbaren Nachtisch aus Banane, Apfel und Erdbeeren,  
übergossen mit der von uns hergestellten noch heißen  
Schokoladensoße.



Inzwischen hatte die Sonne bereits seit geraumer Zeit  
das Firmament den Sternen überlassen und wir konn-  
ten zu einer Nachtwanderung aufbrechen. Natürlich in  
Gummistiefeln und mit Taschenlampen bewaffnet zogen  
wir los. Stabheuschrecken in verschiedenen Größen  
waren aufgrund ihrer Tarnung nur mit geschultem Auge  
zu entdecken. Giftige Minifrösche gab es diesmal auch  
in knallgelb. Grillen und Zikaden stimmten ein ohrenbe-  
täubendes Konzert an, während sich in den acht Augen  
von verschiedenen Spinnen das Licht der Taschenlampen  
widerspiegelte. Die gefährlichste Begegnung hatten wir  
jedoch mit „24-Stunden-Ameisen“. Diese im englischen  
Bullet „Ants“ genannten Insekten werden 3 cm lang und  
sind gegenüber Angreifern äußerst aggressiv.

Ihr Stachel verabreicht das starke Gift Poneratoxin. Damit  
werden Beutetiere gelähmt oder Angreifer abgewehrt.  
Beim Menschen verursacht der Stich heftigste Schmerzen.  
Der Stich wird als der schmerzhafteste Insektenstich über-  
haupt bezeichnet. Die Schmerzen werden oft beschrie-  
ben, als würde man bei lebendigem Leib verbrennen.  
Sie lassen nach etwa 24 Stunden nach – daher der Name  
der Ameise. Von schmerzhaften Begegnungen mit diesen  
Tieren hatte auch bereits David im Napo Wildlife Center  
erzählt. Mit angebrachter Vorsicht querten wir eine Amei-  
senstraße dieser außergewöhnlichen Spezies und waren  
froh, als wir an diesem Abend unbeschadet in unser Bett  
fallen durften.

Der nächste Tag begann mit viel frischem Obst und ent-  
sprechenden Säften auf dem Frühstückstisch. Der wohl  
sechsjährige Sohn der Inhaberfamilie, der uns bereits am  
Vortag begrüßt hatte, half fleißig dem Bedienpersonal,  
alle Gäste zufriedenzustellen.

Am Vormittag unternahmen wir eine Wanderung zu den  
Ushpayacu-Wasserfällen, natürlich wieder in Gummistief-  
eln. Unser Guide erzählte uns, dass er erst seit kurzem  
hier in der Kuyana Lodge beschäftigt wäre und er zuvor in  
der Sacha Lodge am Rio Napo sein Geld verdient hätte. Auf  
einem sehr schmalen Pfad durch den Dschungel begege-  
nete uns eine recht große und sehr behaarte Vogelspinne.  
Dario sagte uns, dass diese Spinnen völlig ungefährlich  
seien, hielt aber selbst einen gebührenden Abstand dazu  
ein. Der Wasserfall war bereits aus der Ferne gut zu hören  
und tauchte dann auch nach einiger Zeit zwischen dem  
Bewuchs auf. Um direkt dahin zu gelangen, war es not-  
wendig, einige Höhenmeter zu überwinden. Der feuchte  
Boden und die annähernd profillosen Stiefeln erschwerten  
den Aufstieg. Ab einem Punkt ging es nur noch mit  
Hilfe von Kletterseilen weiter.

Ein massiver Erdbeben hatte einen Teil des Weges direkt neben dem Wasserfall in die Tiefe gerissen. So waren wir gezwungen zu improvisieren und kletterten über umgestürzte Bäume zu unserem Ziel. Die Gumpen, das Becken unterhalb des Wasserfalls, lud uns zum Baden ein. In Badebekleidung und mit Gummistiefeln genossen wir gerne die Abkühlung. Jedoch gingen wir erst ins Wasser, nachdem uns Dario versicherte, dass keine gefährlichen Tiere oder Krankheitserreger zu erwarten wären.

Als ich nach einiger Zeit das Wasser verließ, wurde mir klar, warum ich trotz Gummistiefeln ständig nasse Füße hatte. Aus einem Loch ergoss sich der Inhalt des beim Schwimmen vollgelaufenen Stiefels. Wir nutzen die Zeit noch, uns etwas zu trocknen, bevor wir den Abstieg mit Hilfe der Kletterseile antraten.



Unser Weg führte uns jedoch nicht zurück zur Lodge, sondern ab einem Abzweig zu einem zweiten Wasserfall. Dieser war deutlich breiter, dafür ohne Gumpen. Dario fragte, ob wir uns noch einen weitaus höheren Wasserfall anschauen möchten. Der Weg dorthin wäre jedoch beschwerlicher. Natürlich stimmten wir zu. Dorthin mussten wir einige Bachläufe queren, was ja mit unseren Gummistiefeln kein Problem darstellte. Durch das Loch lief das Wasser in meinen Stiefel und auch wieder raus. Zu unserer

Verwunderung führte der Weg über eine frisch geschlagene Rodungsfläche. Einheimische können hier außerhalb von Schutzgebieten Areale erwerben, Holz ernten und so wie hier Kaffeeplantagen anlegen. Inwieweit das legal ist, konnte uns Dario nicht sagen. Der lichte Baumbewuchs bot Schmetterlingen einen neuen Lebensraum, für viele andere Tiere wird durch die Rodungen deren Lebensraum jedoch vernichtet.

Der dritte Wasserfall war tatsächlich sehr hoch, geschätzt über 20 Meter. Aufgrund der Trockenzeit stürzte jedoch nur wenig Wasser über die weit über uns liegende Kante. Bei uns kam dann nur noch ein angenehmer Sprühnebel an. Folglich handelte es sich um einen sogenannten Schleierfall. Die Felswand hinter dem Schleier war über und über mit Moosen bewachsen, welche hier ideale Wachstumsbedingungen vorfanden.

Den direkten Weg von hier zur Lodge hatte Dario wohl vergessen und so irrten wir einige Zeit auf verschlungenen Pfaden durch das immerwährende Grün. Wir kamen an aufgegebenen Kaffeeplantagen vorbei, fanden neben vergammelten Autoreifen auch einen Holzpavillon, der gerade von der Natur zurückerobert wurde. Bemerkenswert waren auch zahlreiche Stauden mit roten Bananen.

Dario zog es irgendwann vor umzukehren und den Weg zu nehmen, den wir gekommen waren. Im Besonderen hatte er Bedenken, wir könnten den Hunden des Nachbarn begegnen. Diese hatten unseren Mietwagen bereits bei der Anreise auf der öffentlichen Straße als Eindringling angesehen und dementsprechend verfolgt. Bei der Hunderrasse bin ich mir zwar nicht sicher, jedenfalls konnten die beiden Tiere ohne Probleme durch das Seitenfenster des Geländewagens schauen. Wir waren doch etwas erleichtert, als wir den Hauptweg zur Lodge erreichten. Vor uns lag nun die Fahrt über Tena nach Puerto Rio Barantilla, um dort weitere Zeit im Tiefland zu verbringen.



## Liana Lodge, AmaZOOnico

Diesmal gab es keine Verkehrsbehinderungen, so dass wir zügig vorankamen. Kurz nach Tena, der Hauptstadt der Provinz Napo, erreichten wir den Oberlauf des Rio Napos, mit dem wir bereits Tage zuvor Bekanntschaft gemacht hatten. Genauer gesagt queren zwei Brücken bei der Ortschaft Puerto Napo den gleichnamigen Fluss. Da wir auf der Fernstraße E 45 unterwegs waren, kamen wir über die Umgehungsstraße auf die etwas neuere der beiden Brückenbauwerke. An zwei Pylonen waren die Stahlseile der Hängebrücke befestigt. Kurz nachdem wir das gegenüberliegende Ufer erreicht hatten, zweigte mit einer halbsprecherischen Streckenführung die Nebenstraße 436 ab. Die Klassifizierung der Straße hätte eine Schotterpiste erwarten lassen, jedoch führte die Strecke auch zum hiesigen Flugplatz und war daher gut asphaltiert.

Die Fahrt war eher langweilig und ereignislos, bis plötzlich eine riesige grüne Schlange direkt vor uns die Fahrbahn querte. Unglaublich in welcher Geschwindigkeit diese Boa unterwegs war. Nie hätte ich gedacht, dass Schlangen sich so schnell fortbewegen können. Es handelte sich wahrscheinlich um eine baumbewohnende Hundskopfboa (*Corallus batesii*, Amazon Basin Emerald Tree Boa).

Kurz danach erreichten wir den Abzweig zum Aeropuerto de Tena-Jumandy, dem lokalen Flugplatz, der jedoch fast ausschließlich militärisch genutzt wird. Ab hier gab es ausschließlich einspurig befahrbare Brückenbauwerke, die trotz Schilder mit der Aufschrift „max load 60 t“, einen nur bedingt vertrauenswürdig vorkamen. Allerdings tat dieser Flugplatz während der Unruhen in 2019 mit zahlreichen Straßensperren gute Dienste bei der Versorgung der indigenen Bevölkerung in dieser Region. Damals hatte die Regierung versucht, die Spritpreise auf Geheiß der Weltbank deutlich zu erhöhen. Aufgrund der extrem hohen Abhängigkeit der Landbevölkerung von motorisier-

ter Mobilität, entbrannten heftige Auseinandersetzungen über mehrere Monate. Schließlich musste die Regierung ihr Vorhaben zurückziehen.



Eine letzte große Brücke überspannte den Rio Arajuno. An diesem Zufluss zum Rio Napo würde unsere nächste Unterkunft liegen. Just ab hier endete auch die Asphaltdecke der Straße. Entlang der gesamten heutigen Strecke gab es die unterschiedlichsten Plantagen. Wo die Asphaltstraße endete, wechselten sich vermehrt Agrarflächen und Dschungel ab. Die Liana Lodge selbst ist mit dem Wagen nicht erreichbar und daher gibt es eine Bootsanlegestelle mit bewachtem Parkplatz. Nach einigen Kilometern, auf denen wir auf einer Schotterpiste kräftig durchgerüttelt wurden, erreichten wir eben diesen Ort. Ein Holzschild wies auf die Anlegestelle hin. Hier fanden wir ein einzelnes Wohnhaus mit einem größeren planierten Parkplatz vor. Ich parkte den Wagen ungefähr so, wie ich dachte, dass es geplant wäre. Weit und breit war niemand an dem bewachten Parkplatz zu sehen und so machten wir uns mit unseren Koffern auf den Weg zum Fluss und der dortigen Bootsanlegestelle.



Eine Familie hatte mit ihrem Boot dort festgemacht und als sie uns kommen sahen, wünschten sie, dass wir mit ihnen Fotos machten. Den Wunsch erfüllten wir gerne. Mit jedem der vorhandenen Mobiltelefone mussten nun Erinnerungsfotos gemacht werden. Dabei entdeckten wir, dass das Kanu der Lodge in einiger Entfernung wartete. Als der Bootsführer uns bemerkte, brachte er sein Kanu näher heran. Vorsichtig balancierten wir zu unseren Sitzplätzen, während unser Gepäck im Kanu verstaut wurde.

Auf dem Rio Arajuno flussabwärts ging es zur Liana Lodge. Dort lagen bereits zwei Kanus an der Anlegestelle. Wir wurden im Haupthaus begrüßt und wir bekamen unsere Unterkunft für die nächsten beiden Nächte nicht weit davon gezeigt. Das Häuschen war deutlich einfacher eingerichtet als bei den Lodges in den Tagen zuvor. Dafür gab es rund um unsere Hütte viel Grün und bereits nach kurzer Zeit besuchte uns eine Gruppe von Totenkopffäffchen.

Die agilen Kletterkünstler waren auf der Jagd nach Nahrung. Dabei fingen beziehungsweise pflückten sie Insekten von der Unterseite der Blätter. Die Gruppe zählte sicher mehr als dreißig Mitglieder in allen Altersklassen. Mütter mit Babys am Bauch hängend oder auf dem Rücken sitzend, unbeholfene Jungtiere, bei denen nicht jeder Sprung dort ankam, wo sie hinwollten, bis hin zu unzähligen ausgewachsenen Tieren. Sie bewegten sich akrobatisch durch das Pflanzengewirr rund um unser Häuschen. Wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf uns lenkten und mit ihrem putzigen Gesichtern uns zuwandten, lachte das Herz des Fotografen. Es entstanden in dieser Zeit unzählige tolle Bilder. Während die Affen möglichst vermieden auf den Boden zu kommen, waren dort freilaufende Haushühner, die ebenfalls dabei waren, sich Futter zu suchen.

Nach einer halben Stunde zog die Affenbande weiter und wir beschlossen, ebenfalls das Gelände der Lodge zu erkunden. Auf unserer Wanderung entlang des Verbin-

dungswegs der einzelnen Ferienhäuschen entdeckten wir zahlreiche prächtige Blüten von hier heimischen wilden Orchideen. Den Abschluss unserer Wanderung bildete der Besuch in der offenen Halle des Haupthauses. Hier hatten es sich bereits weitere Gäste in den originellen Holzmöbeln bequem gemacht.



Als es anfang zu dämmern, brachte das Personal Feuerholz und entzündete in einer Feuerschale ein Lagerfeuer. Dadurch entstand eine ganz anmutige Atmosphäre. Während das Feuer vor sich hin loderte, wurden die Tische für das Abendessen gedeckt. Lediglich aus der Küche, deren Tür sperrangelweit aufstand, drang grelles, kaltes Kunstlicht. Auf den Tischen standen Laternen mit Kerzen, die uns nach dem Essen auf dem Weg zum Zimmer gute Dienste leisteten.

Als die Kerze in der Laterne verlösch, war es in unserem Schlafzimmer stockdunkel und von draußen drangen fast ungefiltert die Urwaldgeräusche. Die Tür zur Terrasse war

lediglich mit einem zurechtgeschnitzten Holz verriegelt. Es gab bei Weitem ausreichend Spalten und Ritze, die reichlichen Platz für Kriechtiere jeglicher Art boten, um uns zu besuchen. Mit größter Sorgfalt schloss Heike das uns umgebende Moskitonetz.

Trotz der unheimlichen Geräuschkulisse schliefen wir, bis am nächsten Morgen die Sonne ihre ersten Strahlen durch das Blätterdach schickte. Zum Frühstück hatten sich eine einheimische Familie und einige europäische junge Erwachsene eingefunden. Bei der Planung der Reise hatte ich mich natürlich auch über die jeweiligen Unterkünfte ausführlich informiert. Die Liana Lodge wurde seinerzeit von einer Schweizerin gegründet, die sich in das Land am Rio Napo verliebt hatte. Leider war sie inzwischen verstorben, aber der Geist, den sie in die Region gebracht hatte und ihr Erbe, die sensible Natur hier im Amazonasbecken zu erhalten, lebt in der Lodge weiter. Dies merkten wir nicht nur daran, dass ihr Bild an einer hervorragenden Stelle im Gastraum aufgehängt war, sondern auch an dem behutsamen Umgang der Crew mit der Natur. In 1993 wurde von der Schweizerin die Genossenschaft zum Schutz des Regenwaldes GSR in Kirchdorf (Schweiz) gegründet. Die Umsetzung eines Konzeptes zur nachhaltigen Nutzung dieses fragilen Ökosystems in der Gemeinde Ahuano in der Provinz Napo, Ecuador, war schon damals das Ziel. Unter dem Slogan „Selva Viva – Lebendiger Dschungel“ arbeitet die Genossenschaft seitdem erfolgreich und konnte bereits viele ihrer Ziele verwirklichen. Neben der Liana Lodge, die am Rande eines Schutzwaldes liegt, welcher mit Hilfe von Genossenschaftsanteilen und Spendengeldern erworben werden konnte, gehören zu dem Projekt die Wildtierauswilderungsstation und eine Urwaldschule.

Unsere heutige Wanderung begann mit der Entdeckung eines weiteren Zwergfrosches, diesmal einer in einer

modischen Farbkombination: roter Kopf und blaues Hinterteil. Die Wanderroute führte uns lange Zeit nur bergauf. Der Aufstieg hatte sich jedoch gelohnt. Wir kamen zu einem tollen Aussichtspunkt, der den Blick über das Tal des Rio Napos mit seinen Nebenflüssen freigab.

Bergab ging es weiter in Richtung der Tierauffangstation AmaZOOonica. Darüber hatte ich auch einiges Positives im Internet gefunden. Wir waren sehr gespannt, was uns dort erwarten würde. Zuvor lernten wir roten Kakao kennen, dessen Kakaobohnen roh genießbar sind, was wir natürlich auch sofort vor Ort testeten.

Vorbei ging es an der bereits erwähnten Urwaldschule, die von der Genossenschaft gegründet, gebaut und noch weiterhin unterstützt wird. An diesem Tag waren leider keine Kinder anzutreffen, dafür trafen wir auf Millionen von Blattschneiderameisen, die ein weitläufiges Straßennetz angelegt hatten. Auf einer Breite von zehn Zentimetern waren diese Ameisenstraßen völlig frei von Vegetation und der Urwaldboden von Myriaden winziger Ameisenfüßen verdichtet. Wir folgten einem dieser Highways über eine lange Strecke. Dabei beobachteten wir, wie die emsigen Tieren „geerntete“ Blattteile in der Größe von 1-Cent-Stücken in die eine Richtung trugen, während andere sich auf den Weg zur Ernte machten. Die Fraßspuren an der Vegetation waren aus großer Entfernung gut sichtbar. Vereinzelt Bäume waren fast kahlgefressen. Unser Guide versicherte uns, dass die Ameisen nachhaltig wirtschaften und nur so viele Blätter zerschneiden würden, dass die Bäume wieder in der Regenzeit austreiben würden. Die Ameisenstraße brachte uns dann zu dem unterirdischen Bau des Ameisenstaats. Was davon oberirdisch sichtbar war, bedeckte eine Fläche von zehn Quadratmetern, die wahre Größe ließ sich nur erahnen. Auf dem weiteren Weg zum AnaZOOonico querten wir noch mehrfach Straßen der Blattschneiderameisen.



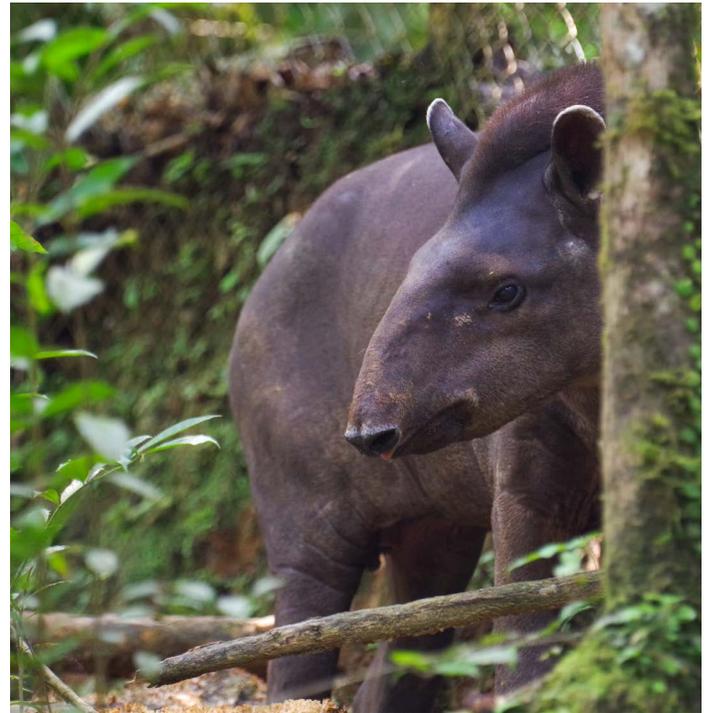
Inwieweit die Angaben im Internet zu der Wildtierauf- fangstation zutrafen, war die Frage, die uns bewegte. Mit einem guten aber auch skeptische Gefühl erreichten wir die Einrichtung. Leider war kein speziell geschulter Guide verfügbar, so dass uns unser Guide durch die Station füh- ren musste. In mehreren Volieren saßen Tukane auf Ästen oder hüpfen umher. Diese Tiere stammten wohl aus privater Haltung in viel zu kleinen Käfigen. Gerne werden Tukane, Sittiche und Papageien als Wildfang in den Städten Lateinamerikas auf Märkten angeboten. Ihr Schicksal ist dann besiegelt und bedeutet ein kurzes Leben ohne aus- reichende Bewegungsmöglichkeit in einem winzigen Käfig. Hier geht es ihnen, wenn auch nicht in Freiheit, wesentlich besser. Es gibt ausreichende Möglichkeiten den Bewe- gungsdrang auszuleben und eine artgerechte Fütterung.

Ähnlich sieht es mit den Kaimanen und Wasserschildkrö- ten aus, die sich in einem seichten Tümpel aufhielten. Die meisten der wechselwarmen Tiere lagen aufgereiht zum Wärme tanken auf einem im Wasser liegenden Baumstamm. Auf dem gesamten Gelände waren Land- schildkröten unterwegs. Sie wurden in ihrer Abenteuer- lust nicht durch Absperrungen eingeschränkt. Dagegen hatten zwei Tapire zwar ein riesiges mit Zäunen errich- tetes Gehege, aber für die echte Freiheit waren sie wohl zu sehr an Menschen gewöhnt, so dass ihr angeborener Fluchtreflex nicht mehr die notwendige Funktion erfüllte. In ihrer Nachbarschaft wohnte eine Rotte südamerikani- scher Wildschweine. Die Halsbandpekaris verhielten sich genauso wie die bei uns in Hessen lebenden Artverwand- ten. Suhlen ist wohl weltweit die Lieblingsbeschäftigung dieser Paarhufer-Familie. Offensichtlich fühlten sie sich auf dem ihnen zugewiesenen Gelände sauwohl.

Wesentlich beklemmender war für uns die Situation der Klammeraffen. Sie hatten zwar auch ein recht ansehnli- ches Gehege, zeigten jedoch deutliche Verhaltensstörun- gen. Sie schwangen während unserer Anwesenheit immer

die gleiche Runde von Ast zu Ast, eine Stereotypie, wie sie bei Tieren in Gefangenschaft schon oft beschrieben wurde. Aber welche Alternative gibt es für diese hochent- wickelten Tiere? Ohne eine Antwort darauf auch nur im Ansatz zu finden, führten wir unseren Rundgang fort.

In einem weiteren Gehege lebten besonders putzige Äffchen, Tamarine, in Koexistenz mit Tukanen. Für die scheuen Baumbewohner gab es ausreichend Platz und auch zahlreiche Versteckmöglichkeiten. Zu dem Thema Auswilderung erfuhren wir leider nicht allzu viel. Zumeist hieß es, diese hier zu sehenden Tiere können aufgrund ihrer Lebensgeschichte nicht in die freie Natur entlas- sen werden, während es bei anderen gut funktionieren würde. Gerade der Schutzwald bot hierfür die optimalen Voraussetzungen.



Zur abschließenden Besprechung trafen wir uns an einem Unterstand. Hier gab es noch einige weiterführende Informationen zu dem Programm und der Rekrutierung von Volunteers, die hier für eine begrenzte Zeit helfen können. Wir erfuhren, dass das Projekt aufgrund von Covid-Beschränkungen in den vergangenen Monaten jedoch nur sehr eingeschränkt gelaufen sei. In dem mit Sitzbänken versehenen Wetterschutz trafen wir auf zwei Frauen mit einem gut genährten Baby und einem Mädchen im Alter von vielleicht acht Jahren. Die spärlich bekleideten Indios waren vom Stamm der Huaorani. Eine Bevölkerungsgruppe, die bis heute den Kontakt zur Zivilisation möglichst meidet. Zwei Familienverbände befinden sich seit vielen Jahren in Selbstisolation. Auch kam es noch in den letzten Jahrzehnten gelegentlich zu ausufernden Konflikten und auch zu Todesfällen von Ölarbeitern, die sich illegal Zutritt zu dem Schutzgebiet der Huaorani verschafft hatten.



2007 hatte die ecuadorianische Regierung vorgeschlagen, das Erdölvorkommen im Nationalpark Yasuní für immer unter der Erde zu belassen, um die einzigartige biologische Vielfalt zu erhalten und die nicht kontaktierten indigenen Völker, die in diesem Gebiet leben, zu respektieren. Im August 2010 schloss Ecuador ein entsprechendes Abkommen mit den Vereinten Nationen. Für den Verzicht Ecuadors auf die Exporteinnahmen sollten Industrienationen Kompensationszahlungen leisten, die rund die Hälfte der Einnahmen ausmachten, die Ecuador durch den Verkauf der geschätzten 850 Millionen Barrel Erdöl erzielen könnte. Das Geld sollte in einen UNO-Treuhandfonds fließen. Nachdem das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung unter Heidemarie Wieczorek-Zeul bis 2009 das Projekt noch öffentlich unterstützt hatte und auch eine finanzielle Beteiligung in Aussicht gestellt hatte, wurde dieser Unterstützung 2010 unter dem neuen Entwicklungsminister Dirk Niebel offiziell eine Absage erteilt. Infolge dieser und anderer Absagen verkündete Ecuadors Präsident Rafael Correa am 16. August 2013 das Scheitern des Vorhabens und erklärte, dass die Schutzgebiete nun für Ölbohrungen freigegeben würden.

Die kleine Abordnung des Stammes der Huaorani bot einfachste Flechtarbeiten an. Im Angebot hatten sie geflochtene Bänder und Beutel. Ich erwarb einen sicher vollkommen überbewerteten Keschel für mein Teleobjektiv. Das Teil ist erstaunlich robust und extrem leicht, ideal für lange Wanderungen in Gummistiefeln auf unwegsamen Pfaden durch den Urwald. Natürlich waren wir über diese Begegnung mit den ursprünglichsten der hier siedelnden Volksgruppen froh, aber es schwang immer das Gefühl mit, ob es nicht viel besser wäre, wenn diese Menschen völlig ungestört von der Zivilisation leben könnten.



Zurück in der Lodge gab es wieder Besuch von der Affenbande. Aus der geplanten Siesta wurde eine Jagd nach den besten Fotos der kleinen Kobolde, die erst endete, als der Familienverband weiter zog. Nachdem die Affen aufgebrochen waren, machten auch wir uns auf den Weg zu unserer Nachmittagsaktivität. Ziel war das Anaconda Island, eine bewohnte Insel zwischen Rio Arajuno und Rio Napo.

Mit dem Kanu hatten wir die Insel schnell erreicht. Im Fluss davor plantschten einige Kinder ausgelassen im Wasser. Bei dem niedrigen Wasserstand konnten sie das gefahrlos tun. Nicht weit von der Anlegestelle entfernt lag die Siedlung der aus vier traditionell erstellten Stelzenhäusern mit Wellblechdächern bestand. Aber unser erstes Ziel auf der Insel war die Laguna Caiman, daher wanderten wir zügig an den Gebäuden vorbei.

An der Lagune angekommen, wurden die dort anwesenden noch recht kleinen Kaimane mit etwas Fleisch angelockt. Allerdings merkten das auch die in der Entfernung lauenden erwachsenen Tiere und waren rasch zur Stelle. Um jedes Stückchen Fleisch, das unser Guide ins Wasser warf, stritten sich die Reptilien so heftig, dass das Wasser förmlich zum Kochen kam. Nachdem alle Fleischstücke aufgefressen waren, kehrte Ruhe ein und die Kaimane suchten einen Platz an der Sonne oder trieben an der Wasseroberfläche, um die verschlungene Nahrung zu verdauen und Wärme zu tanken.



Auf dem Rückweg von der Lagune entdeckte Heike eine der Palmen, aus deren Blätter in der Kuyana Lodge Urwaldkronen geflochten wurden. Wie Tage zuvor gelernt, machte sie sich daran, eine entsprechende Krone herzustellen. Diese Urwaldprüfung bestand meine Frau mit Bravour, die nächste folgte umgehend. Im Dorf angekommen galt es, mit Pfeilen aus einem Blasrohr geschossen, eine in einiger Entfernung aufgestellte Eule aus geschnitztem Balsaholz zu treffen. Auch das klappte bei Heike auf Anhieb. Mit dieser traditionellen Waffe jagten die Indios über Jahrhunderte im Dschungel. Dabei kamen bei der Jagd jedoch nicht etwa die Gifte der Pfeilgiftfrösche zum Einsatz, denn diese würden die Jagdbeute ungenießbar machen. Diese letalen Gifte kamen wohl nur bei kriegerischen Auseinandersetzungen zum Einsatz. Gejagt wurde mit dem pflanzlichen Gift Curare.



Mehr historisches Anschauungsmaterial bekamen wir in einem Minimuseum zu sehen. Dort war eine traditionelle Küche mit offener Feuerstelle aufgebaut, außerdem waren geflochtene Körbe zur Obsternte, Damenbekleidung mit Baströckchen und Oberteilen aus Kokosnusshälften mit roten, weißen und schwarzen Nüssen verziert und weitere Alltagsgegenstände vorhanden. Vor dem Küchengebäude



trockneten auf einem überdimensionalen Holztisch Kakaobohnen. Die Tischplatte mit den Kakaobohnen ließ sich je nach Witterung unter ein Dach schieben, damit sie vor Regen geschützt war.

Zurück an der Lodge machten wir es den Kindern nach und begaben uns ebenfalls ins frische Wasser des Rio Arjuno. Auf Nachfrage wurde uns bestätigt, dass es hier im seicht dahinfließenden Gewässer keine Krokodile gäbe. Die Kinder waren in dieser Hinsicht ja auch angstfrei.



Wieder hieß es einmal mehr, Abschied von einem tollen Ort zu nehmen. Mit dem Kanu ging es flussaufwärts, was dem Paddler alle Kraft abverlangte. Am Ufer wurde mit großen Holzbooten die Bananenernte des Vortages abgeholt.

Die Einheimischen brachten ihre Ernte mit Schubkarren an die Anlegestellen. Das Verfahren erinnerte an das Milchauto, das früher auch an jeder Milchbank in den oberhessischen Dörfern anhielt, um die frisch gemolkene Milch der Kleinbauern einzusammeln. Neben dem Transport von Menschen und Material dient das Wasser des

Flusses auch zur Reinigung von Wäsche und Geschirr, wie wir gut beobachten konnten.

Nicht genug, dass unser Bootsführer gegen die Strömung ankämpfen musste, aufgrund des Niedrigwassers lief das Kanu immer wieder auf Grund. Wir mussten unser Gewicht möglichst gleichmäßig verteilen und weiter ging es mit einer Holzstange, mit dem das Boot weiter gestakt wurde. Angekommen, dort wo wir unseren Mietwagen vor zwei Tagen abgestellt hatten, warfen wir einen letzten Blick zurück und machten uns zu Fuß auf den Weg zum Parkplatz. Am Haus trafen wir auf zwei Mädchen im Alter von vielleicht fünf und zehn Jahren. Wir entrichteten ihnen die fällige Parkgebühr, bedankten uns dafür, dass sie auf den Wagen geachtet hatten und gaben daher auch ein ordentliches Trinkgeld. Strahlende Kinderaugen versüßten uns den Abschied aus dem Amazonasbecken.



## Baños

Nun hieße es, das Amazonasbecken mit seinen riesigen Urwäldern endgültig zu verlassen. Unser heutiges Ziel war die Stadt Baños de Agua Santa. Eine Stadt, die für ihre vielfältigen Freizeitangebote und ihre wunderbaren Wasserfälle bekannt ist und so eine Art Mallorca von Ecuador darstellt. Gerade Schüler und Studenten der wohlhabenden Schicht von Quito nutzen diese Angebote sehr gerne. Wir waren auf die Mischung von Naturschauspielen und Kommerz gespannt.

Aber zuerst galt es, über die Fernstraße wieder an Höhe zu gewinnen. Entlang der Fernstraße gab es ein reichliches Angebot an frisch geernteten Früchten, welches wir gerne nutzten. Daneben standen dort auch Schilder, auf denen Truchas, also Forellen, zum Verkauf angeboten wurden.

Bald erreichten wir die Kantonshauptstadt Puyo und kurz darauf die Stadt Shell. Wie der Name in einem Gebiet mit Erdölvorkommen vermuten lässt, hängt die Namensgebung dieser Siedlung damit zusammen. Der Mineralölkonzern Royal Dutch Shell erhielt 1937 die Konzession für die Erschließung der Erdölvorkommen dieser Region. In der Folge wurde diese Arbeitersiedlung errichtet und nach dem Konzern benannt. Neben dem Flughafen inklusive eines Stützpunktes der Aeropolicial gab es hier in dieser schmucklosen Stadt wirklich fast nichts.

Ab hier wird diese Straße, die E 30, auch Ruta de las cascadas, also die Straße der Wasserfälle, genannt. Die Strecke führt entlang des Rio Verde am Rande dessen Tals. Den ersten Stopp machten wir am Mirador Miramera. Dies ist ein Aussichtspunkt mit einer steilen Abbruchkante über dem tief eingeschnittenen Tal. Neben der tollen Aussicht bot sich hier die Möglichkeit, seine Liebste vor dieser schönen Kulisse zu fotografieren. Etwas kitschig war das schon, zumal der dekorativ angebrachte wilde Wein mit seinen

grünen und orangen Blättern der an den Pfosten der Konstruktionen hochrankte aus Plastik bestand. Zuerst ging es für uns auf einen Laufsteg, der über den Abgrund ragte. Ein Mitarbeiter lichtete uns beide dann in schwindelerregender Höhe ab. Danach wurden wir zu einer dem Nest einer Oropendula nachempfundenen Sitzgelegenheit gebeten. Hier stand eine Stehleiter zum Erklimmen des Nestes zur Verfügung. Natürlich haben wir auch davon Gebrauch gemacht. Beim anschließenden Schaukeln über dem Abgrund habe ich dann jedoch gepasst. Heike zeigte sich deutlich mutiger. Und so bekam sie Sicherheitsgurte angelegt und durfte auf der Schaukel Platz nehmen. Das Schwung nehmen entfiel, da ein Mitarbeiter Heike mit viel Energie so lange anschupste, bis sich die Schaukel am Wendepunkt in der Horizontalen befand. Nun erfolgte noch ein einseitiger Schupser und Heike drehte sich zu der Schaukelbewegung um die eigene Achse.





Nachdem wir mit unserem Wagen den Platz mit dem Jahrmarkttrubel verlassen hatten, erfolgte die Weiterfahrt durch einen von mehreren Tunneln, die sich auf dieser Strecke befanden. Die enge Fahrbahn mussten sich alle Verkehrsteilnehmer irgendwie teilen. Neben den Kraftfahrzeugen aller Größenklassen gab es auch noch abenteuerlustige Touristen, die sich für 10 \$ ein Mountainbike liehen, um damit die gesamte Strecke bergab zu rasen. Im Preis war die Abholung im Tal und Rückfahrt im Pickup enthalten. Dass das Durchfahren der Straßentunnel mit Fahrrädern aus Sicherheitsgründen untersagt war, interessierte hier niemand, denn der Nervenkitzel stand eindeutig im Vordergrund.

Wir befanden uns weiterhin auf der Straße der Wasserfälle und näherten uns dem berühmtesten von allen, der Cascade de Pailón del Diablo. Dieses Naturschauspiel ist ein magischer Anziehungspunkt für alle Touristen, die diese Region besuchen und wird von den Einheimischen als das achte Weltwunder angepriesen. Ein großer Parkplatz lud uns ein, unseren Mietwagen abzustellen, um uns anschließend auf dem Weg zu dem Wasserfall des Teufels zu machen. Die Straße führte entlang eines Flusses, an dem sich viele Leute eingefunden hatten, um sich in dessen Wasser oder zumindest an dessen Ufer von der Tageshitze abzukühlen. Teilweise waren die Leute mit westlicher Freizeitkleidung angezogen, aber etliche waren auch in der traditionellen Tracht angereist. Besonders auffällig waren darunter die indigenen Frauen mit ihren langen, geflochtenen und tiefschwarzen Haaren, über denen sie einen Hut trugen. Mit aufwendig bestickten Blusen, Stolas, einem breiten Gürtel und schwarzen mit farbigen Borten versehenen Röcken bekleidet, flanieren sie durch den Ort.

Auf dem Weg zum nördlichen Eingang kamen wir an zahllosen Geschäften mit kitschigen Mitbringseln, billigem Kinderspielzeug, Süßigkeiten und Getränken vorbei.

Daneben gab es auch zahlreiche Imbissbetriebe, in denen allerlei Frittiertes angeboten wurde. Für drei „Dollares“ durften wir dem teuflischen Wasserfall näherkommen. Genau genommen bezeichnet Pailón del Diablo gar nicht den Wasserfall, sondern die Schlucht. In dieser „Schlucht des Teufels“, stürzt das Wasser aus einer Höhe von ca. 80 Metern über drei Stufen in die Tiefe, in der letzten liegt ein Felsen, der einem Totenkopf ähneln soll.



Nach einem anfänglich sachten Spazierweg kamen wir dem tosenden Wasserfall immer näher und der Weg verwandelte sich in Treppenstufen, die in den Felsen gemeißelt waren. Die Treppe wechselte sich mit den kleinen Aussichtsplattformen ab, von denen wir tolle Blicke auf das wilde Wasser und den Hintergrund mit den phantastischen umgebenden Berglandschaften hatten. Die Strahlen der Mittagssonne zauberten einen wunderbaren Regenbogen in die Schlucht vor dem Wasserfall. Von einer Hängebrücke, die einen Teil der Schlucht überspannte, gab es dann einen unglaublichen Ausblick auf den Wasserfall, das unter uns liegende Tal und die abenteuerlichen Treppen, die auf der südlichen Seite das Naturschauspiel erschlossen. Mit einem zweidimensionalen Foto waren diese Strukturen überhaupt nicht einzufangen. Ständig

wechselten sich die Perspektiven und boten neue Motive zum Fotografieren. Nun galt es, sich den tosenden Wassermassen über die immer steiler werdenden Treppenstufen zu nähern. Das Wasser war so nah, dass man sich darin die Hände waschen konnte und wir natürlich auch etwas nass wurden. So nah am tobenden Wasser war es schon sehr aufregend und man spürte das Adrenalin im Körper.

Nun hieß es, die Treppe wieder zu erklimmen, um anschließend die gegenüberliegende Seite, deren Treppe noch wesentlich verwegener in den Stein gehauen schien, zu besuchen. Dieser Zugang erfolgte durch eine Souvenir-Bude mit den üblichen Ausstellungsstücken und einem riesigen Angebot an Plastikponchos in allen Farben für jeweils einen Dollar. Es folgten noch einige kleine Stände mit frischem Obst, Säften, Snacks und weiteren Andenken. Danach ging es über hundert Höhenmeter in die Schlucht des Río Pastaza hinunter. Der Weg wechselte wieder zu Treppenstufen, die immer enger wurden. Ein am Steilhang errichtetes Restaurant, das ausschließlich über eine weitere Hängebrücke erreichbar war, lud zum Verweilen ein. Wir folgten jedoch weiter den Treppenstufen, die ab hier wieder steil bergauf führten.

Die Treppe verfügte über enge Gänge, die in den Felsen geschlagen waren. Einige Gänge waren so klein, dass wir uns darin auf allen Vieren bewegen mussten. Eine besondere Schwierigkeit stellte dabei der Gegenverkehr dar. Ausweichmöglichkeiten gab es leider keine und so musste gegebenenfalls rückwärts gekrochen werden. Dieser Weg endete tatsächlich direkt am, beziehungsweise hinter dem Wasserfall. Heike traute sich, auch die letzten Meter zurückzulegen. Danach war sie nicht nur glücklich darüber, das gemacht zu haben, sondern auch durch und durch nass. Es wurde Zeit für einen leckeren Latte Macchiato. Über die besagte Hängebrücke, auf der immerwährend junge Frauen und vereinzelt auch junge Männer Selfies machten, erreichten wir das Restaurant mit einer

wunderbaren Terrasse. Dass der Ausblick von dort atemberaubend war, versteht sich von selbst. So konnten wir bei leckeren Getränken diese Aussicht in Ruhe genießen, während unsere Kleidung langsam trocknete. Zur Abrundung der Atmosphäre zog ein Adler, auf unserer Höhe fliegend, seine Kreise in der Schlucht. Auf dem beschwerlichen Rückweg zu unserem Wagen begegneten wir dann noch einer schwarzen Schlange. Diese kreuzte mit ihrer rosa Zunge züngelnd direkt vor uns den Pfad. Wer mehr Angst hatte, die gut einen Meter lange Schlange oder die Touristen, ließ sich nicht ausmachen.



Bei all den unterschiedlichsten Perspektiven, von denen wir einen Blick auf diese Attraktivität geworfen hatten, konnten wir jedoch erst beim Durchschauen der Urlaubsbilder den Kopf des Teufels erkennen. Direkt vor Ort waren wir so von dem unglaublichen Naturschauspiel gefesselt, dass wir gar nicht daran dachten, nach dem namensgebenden Felsen Ausschau zu halten.



Es wurde nun Zeit, unsere Unterkunft aufzusuchen. Entsprechend der Wegbeschreibung bogen wir in einem Vorort von Baños von der Hauptverkehrsstraße ab. Die Straße wurde immer enger und dazu immer steiler. Ganz am Ende, in direkter Nachbarschaft zu dem Wasserfall Cascada del Silencio, lag die Hosteria Finca Chamanapamba.

Bereits als wir auf das Grundstück der Finca einbogen, fiel uns der besondere, ausgefallene Baustil der Gebäude auf. Die expressionistisch wirkende aber sehr harmonische Anlage wurde vor vielen Jahren von einem deutschen Auswandererpaar erdacht und errichtet. Naturtöne und eine organische Formensprache ließen sie dabei leiten. Hochwertige Holzarbeiten an allen Bauteilen wie Fenster, Türen und tragendem Gebälk zeugten von handwerklichem Wissen. Ausgefallene Fliesen und deren künstlerische Verarbeitung setzten einige Highlights in den Räumen. Dazu kam eine futuristische mit Buntglas ausgestaltete Lichtkuppel, die dem großen Raum im Hauptgebäude, in dem wir empfangen wurden, eine einzigartige Atmosphäre verlieh.

Der Sohn der Pioniere des ökologischen Tourismus hier in Baños, Oliver, informierte uns über das Anwesen und gab uns auch hilfreiche Tipps für unseren Aufenthalt. Aufgrund der Covid-Beschränkungen war der internationale Tourismus nahezu zum Erliegen gekommen, daher hatte die Hosteria auch nur Frühstück im Programm. Dafür gab uns Oliver aber einige Hinweise auf gute Restaurants im Ort. Für diesen Abend empfahl er jedoch ein Café-Restaurant in der direkten Nachbarschaft, das gut zu Fuß zu erreichen wäre. Tatsächlich waren es nur wenige hundert Meter von unserer Unterkunft bis zu der besagten Gastronomie. Dort war jedoch niemand anzutreffen. Der Gastraum stand offen, aber niemand war zu sehen. Nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, erschien ein Nachbar, der uns auf Spanisch erklärte, dass der Inhaber und Betreiber wohl irgendwo auf seinem Gelände unterwegs sei und wir

ihn einfach mal rufen sollten. Manuel war sein Name und wir taten, was uns der Nachbar geraten hatte. Tatsächlich erschien kurz darauf Manuel über eine Treppe, die ins Untergeschoss und weiter in seinen am Hang angelegten Garten führte. Manuel und seine Kneipe Viejos Tiempos waren schon etwas Besonderes. Alte Zeiten war nicht nur der Name der Spelunke, vielmehr war es Manuels Lebensmotto. Alles, aber auch wirklich alles in den Räumen und auch davor war antiquarisch. Er selbst war wohl in seinen jüngeren Jahren ein Discjockey gewesen. Eine unendlich große Sammlung von Musikkassetten nannte er sein eigen und die inzwischen völlig eingestaubten Tonträger dienten zur Dekoration des Gastraumes. Dazu reihten sich Schallplatten, und Videokassetten, die wir in Regalen lagen oder an den Wänden relativ geordnet wie Trophäen eines Großwildjägers hingen. Wobei wir bei den nächsten Exposés angelangt wären. Zwischen allerlei weiterem Schnickschnack wie Pan-Flöten, Tonbändern und einer fast vertrockneten Topfpflanze hingen zwei ausgestopfte Stierköpfe. Der eine mit schwarzem Fell und mächtigen Hörnern, der andere hellbraun ohne Hörner dafür mit blau angemalten Zähnen. Das Werk von Manuel war eher ein Gesamtkunstwerk als eine Gaststätte, umso mehr waren wir auf das Essen gespannt, welches er uns empfahl. Dazu gab es sofort eine Karaffe mit einem von ihm selbst gebrauten Getränk, dessen Zutaten er uns zwar nannte, aber deren deutsche Bedeutung uns nicht geläufig war, außer - und das war wohl der Hauptbestandteil - den Cocablättern. Vorweg gesagt, es schmeckte sogar recht gut und wir haben es gut vertragen. Ebenso waren wir über die Qualität der gegrillten Steaks mit Pilzsoße, Gemüse und Salat positiv überrascht. Standesgemäß lief ecuadorianische Popmusik über ein Netzwerk von Mischpulten, Verstärkern und Lautsprecherboxen. Dabei war der Klang bei weitem besser, als in den vielen Restaurants, die wir zuvor besucht hatten und dabei meine ich nicht nur die in Südamerika. Zum Abschied erhielten wir noch



eine echte Vinyl-Schallplatte, die er mit viel Geschick zu seiner Visitenkarte umgearbeitet hatte. Auf dem Label prangte neben seinen Kontaktdaten „Gracias por su visita y Pronto retorno“ aber auch, und damit hätten wir nicht gerechnet, das Logo von einem amerikanischen Social-media-Konzern. Also wer mehr über Manuel Zabala erfahren möchte, kann ihn auch virtuell besuchen bei Facebook unter „Viejos Tiejpos (Restaurante).“

Unser Zimmer war sehr großzügig, ging über zwei Stockwerke und war ebenfalls originell gestaltet. Besonders die Bäderarchitektur war bemerkenswert. Das Rauschen des Wassers und das Singen der Vögel ließen uns herrlich einschlafen. Vielleicht trug auch Manuels Gebräu seinen Teil dazu bei. Sicher war es eben dieses Getränk, welches bei mir in dieser Nacht seltsamste Halluzinationen mit äußerst realistischen und sehr intensiven Träumen auslöste. Heike hatte von all dem nichts mitbekommen und selig geschlafen. Am Frühstückstisch kamen wir nochmal mit Oliver ins Gespräch, der uns dabei noch einiges über seine Eltern und die Geschichte des Hauses erzählte.

Den Tag starteten wir mit einem Ausflug zum „casa del árbol“, einem Holzhaus, an dem eine Schaukel angebracht ist, mit der es über die Wolken geht. Inzwischen gibt es zwar Dutzende Nachahmungen dieser Adrenalin-Schaukel, aber wie so oft ist das Original nur selten zu erreichen. Unser Geländewagen hatte ganz schön zu kämpfen, bis wir das legendäre Holzhaus erreicht hatten. Auf der Zufahrtstraße buhlten Parkplatzanzeiger mit halsbrecherischen Aktionen um jeden Wagen. Die letzten Meter ging es dann per pedes weiter.

Bevor wir zu der eigentlichen Attraktion gelangten, querten wir eine saftige, grüne Wiese mit blühenden Margariten. Das Baumhaus mit seiner Plattform war an einen betagten Baum gelehnt und an einem Querbalken hing an

langen Leinen das Schaukelbrett. Weder der Baum noch die Schaukel schienen irgendeiner Prüfungsstand zu halten. Auch gab es keine Gurte oder gar Sicherungsgeschirr für die waghalsigen Schaukler. Lediglich ein zusätzliches Sicherungsseil für das Schaukelbrett gaukelte etwas Sicherheit vor.

Da mir bereits beim Schaukeln auf einem Kinderspielplatz schwindlig wird, überließ ich Heike das Vergnügen. Über eine Betonrampe stieg sie auf die Schaukel. Ein kleiner etwas unteretzter Ecuadorianer schupste sie mehrmals an und schließlich, als Heike bereits drei Meter über dem Weg zum Totpunkt kam, sprang er nochmals an das Schaukelbrett, um Heike abermals Schwung zu geben. Es folgte das Spiel, das wir bereits am Mirador Miramera kennengelernt hatten: einseitiges Schupsen, damit die Schaukel samt Heike in Drehung kam. Selbst bei mir, der ich dem ganzen Treiben nur zusah, begann der Puls zu rasen.



Zur Beruhigung fuhren wir noch ein Stück höher auf der Straße zum Vulkan Tungurahua, um dort auf 3.000 Metern eine Wanderung durch die hiesige Natur zu machen. Dieser Schichtvulkan gehört zu den aktivsten weltweit. So musste im Jahr 1999 die gesamte Region um Baños wegen eines Ausbruchs evakuiert werden. Aber auch in den Jahren danach gab es immer mal wieder Eruptionen, die neben glühenden Gesteinsbrocken auch tonnenweise Asche in den Himmel spuckten. Gerade diese Asche macht diese Region für die Landwirtschaft besonders ertragsreich. Abenteuerliche Gewächshäuser wurden hier an den Steilhängen errichtet und auf Feldern auf über 3.000 Metern wird unter schwierigsten topografischen Bedingungen noch Ackerbau betrieben.

Wir hielten mit unserem Wagen an einem Punkt, an dem wir das Gefühl hatten, dass es von hier mit dem Wagen nicht mehr weiter ging. Wir sicherten das Auto gegen das Wegrutschen und machten uns zu Fuß auf den Weg nach oben. Zu unserem Erstaunen gelangten wir alsbald auf einen Parkplatz, von dem es dann wirklich nur noch über einen Trampelpfad weiter ging. Auf dem relativ ebenen Platz war ein Volleyballfeld mit einfachsten Mitteln eingezeichnet. Unbeirrt davon folgten wir dem schmalen Wanderweg durch die dichte Vegetation. Die Wolken zogen aus dem Tal kommend direkt über unseren Köpfen hinweg. Wir waren inmitten eines Nebelwalds. Zeitweise mussten wir unter umgestürzten Bäumen durchkriechen, denn ein Umgehen dieser Hindernisse war ohne Machete nicht denkbar. Neben der besonderen Vegetation waren es die zahlreichen Vögel, die diese Gegend ausmachten. Selbst auf dieser Höhe fanden wir frische Spuren von einem Tapir, leider ohne das Tier selbst zu sehen.

Eine weitere Attraktion, auf die wir gespannt waren, galt es nun zu besuchen: die legendären Seilrutschen über den Canon des Flusses Pastaza. Zuvor genossen wir noch eine Mittagspause im zentral gelegenen Stadtpark. Um

zu der Seilrutsche zu gelangen, folgten wir wieder der Route del Cascadas, vorbei an dem Stauwerk, welches zur Stromgewinnung errichtet worden war. Direkt an dem darauffolgenden Agoyan Wasserfall queren zwei parallel verlaufende Stahlseile die Schlucht in die eine Richtung und ein zweites Paar wieder zurück. Als wir dem Treiben zusahen und erlebten, wie der eine oder andere beim Besteigen der Startplattform einen Rückzieher machte, kamen auch bei uns leichte Zweifel auf. Das Material schien von einem europäischen Markenhersteller zu sein und stärkte die Hoffnung, dass das Unterfangen sicher wäre. Also buchten wir für zwei Personen, wissentlich, dass es keine Geldzurückgarantie gäbe. Wir wurden mit Helmen und Gurten ausgestattet und hinreichend eingewiesen. Das oberste Gebot war: nicht zu bremsen bevor wir das entsprechende Zeichen erhielten. So präpariert bestiegen wir die Plattform. Zuerst wurde Heike an ihrem Tragseil fixiert und dann kam ich an die Reihe. Horizontal schwebend eröffnete sich nun ein ganz anderer Blick auf die Landschaft um und besonders unter uns. Wir reichten uns die Hände und genau in dem Moment, an dem ich einen Rückzieher machen wollte und „Halt“ rief, bekamen wir den initialen Schups und die Fahrt begann.





Passende Worte dieses Gefühl zu beschreiben, fehlen mir leider. Der Wind, der uns entgegenkam, die Leichtigkeit, an dem Seil förmlich über die wirklich tiefe Schlucht zu schweben und das Lösen der Verspannung, mit der wir noch auf der Plattform zu kämpfen hatten, all das tat seinen Teil dazu bei, dass es uns über die Maßen gut ging. Zwar hatten wir bereits im Dschungel von Costa Rica solche Touren mit Zip-Lines unternommen, aber nie in dieser unglaublichen Höhe und der Aussicht über den Fluss und seine Wasserfälle. Wie wir es gelernt hatten, bremsten wir erst, als wir das entsprechende Zeichen erhielten und das schien uns recht spät. Aber wer möchte schon, dass man nicht bis zum Ende der Seilbahn kommt, um dann von einem der Mitarbeiter irgendwo hängend abgeschleppt zu werden.



Natürlich mussten wir die verlorene Höhe mit einem kleinen Marsch wieder reinholen, bevor es auf den Rückweg ging. Das Prozedere war uns inzwischen vertraut und so gestaltete sich die zweite Fahrt wesentlich entspannter und wir hatten reichlich Zeit, die Fahrt zu genießen. Neben dem Zeichen zum Bremsen gab es noch das Zeichen, die Arme auszustrecken. Diese Leibesübung diente dafür, besonders schöne Fotos zu erhalten, welche wir dann auch von der zugehörigen Fotografin erwarben und digital zur Verfügung gestellt bekamen.

Da Manuel an diesem Tag Ruhetag hatte, besuchten wir auf Empfehlung von Oliver an diesem Abend eine Pizzeria. Das Carpe Diem im Baños gehört sicher zu den besten Italienern in dem Land. In einem Steinofen, weit weg von Italien, wurden uns zwei Pizzen gezaubert, die besser waren als in gar manchem Lokal in Mitteleuropa. Inzwischen war die Dunkelheit über Baños hereingebrochen. Entsprechend der touristischen Ausrichtung blinkten Beleuchtungen in bunt bis grell. Eine Touristenbahn durchquerte den Ort mit lauter Popmusik und ebenfalls mit exzentrischer Beleuchtung geschmückt. In und auf den umliegenden Bergen prangten hell leuchtend die Insignien der katholischen Kirche sowie der kapitalistisch geprägten Freizeitindustrie.



## Guamote

Das Wetter machte uns den Abschied von Baños leicht. Tiefhängende Wolken und ein andauernder Nieselregen ließen keine Lust auf weitere Abenteuer im inzwischen feuchtkühlen Ferienort aufkommen. Das Tagesziel war der winzige Ort Guamote, ein indigenes Andendorf zwischen der Stadt Riobamba und Cuenca. Der Ort ist damit der ideale Zwischenstopp auf der Allee der Vulkane. Wir nahmen jedoch nicht den direkten Weg über die Panamericana, sondern wollten zuvor dem Vulkan Chimborazo einen Besuch abstatten. So fuhren wir über die Fernstraße 50 in Richtung Guayaquil, vorbei an Ambato und dann wieder ständig bergauf. Wir passierten einem Markt inmitten von nichts. Lediglich ein Parkplatz zwischen dichten Wäldern diente dem Handel zwischen den indigenen Besuchern. Ein komplett ausgewachsenes Schwein hing über einer Feuerstelle und wurde sukzessive von außen in Scheiben vertilgt. Das Wetter blieb auf der gesamten Strecke unbeständig. Es wechselten sich Nebel, Nieselregen und heftige Schauer ab.

Wir waren froh, als wir endlich beim Abzweig in Richtung Riobamba ankamen und uns dem mächtigen Vulkan näherten. Vereinzelt schaute die Sonne mal durch die ansonsten dichte Wolkendecke. Die Hoffnung stieg langsam, dass wir im Trockenen eine Wanderung zur Edward-Whymper-Hütte machen könnten. Diese Hütte wurde nach dem Erstbesteiger benannt. Zuvor war Alexander von Humboldt an der Besteigung des Vulkans gescheitert, konnte aber dank seiner damaligen Erfahrungen erstmals die genauen Symptome von Höhenkrankheit, wie Schwindel und Brechreiz, Blutungen aus Lippen und Zahnfleisch, beschreiben. Überhaupt war die Zeit am Chimborazo eine sehr prägende für von Humboldt. Hier entwarf er sein Konzept der Natur, das Jahre später für Charles Darwins als Vorbild diente.

Je weiter wir uns von der Fernstraße entfernten, umso schlechter waren die Straßenverhältnisse. Aufgrund von riesigen und häufigen Schlaglöchern kamen wir nur noch langsam voran, während sich das Wetter wieder verschlechterte. Am Eingang zum Nationalpark hatten wir dann eine Art Déjà-vu-Erlebnis. Die Einfahrt war wie Tage zuvor am Cotopaxi mit Pylonen zugestellt. Der Park und der Weg zum Parkplatz waren gesperrt. Leider gab es auf dem gesamten Weg dorthin keinerlei Hinweis. Selbst die Auskunft, warum der Park gesperrt war, erhielten wir nicht. Ob Covid-Maßnahmen oder das unbeständige Wetter dazu geführt hatten, konnten wir nur erahnen. Die Enttäuschung war entsprechend hoch. Wobei eine Wanderung bei Nieselregen und in den Wolken sicher auch nicht toll geworden wäre. Immerhin trafen wir auf zwei Herden von Vicuñas. Diese höckerlosen Neuweltkamele sind nahe Verwandte der domestizierten Alpakas. Es ist die kleinste Gattung der Kamele und kommt ausschließlich im Hochland über 3.500 Meter vor. Die Wolle der Vicuñas ist noch feiner als Kaschmirwolle und entsprechend teuer. Nachdem die Art in ihrem Bestand stark gefährdet war, greifen inzwischen Schutzmaßnahmen, die zur Erholung der Bestände geführt haben.





Mit einigen Bildern der possierlichen Kamele in der Kamera machten wir uns auf die Weiterfahrt nach Guamote. Langsam besserten sich die Straßenverhältnisse und bewirtschaftetes Agrarland bedeckte die Ebenen. Vor Riobamba mussten wir jedoch die geplante Strecke verlassen und eine Umleitung nehmen. Es mag sein, dass dies bei den Einheimischen ohne Beschilderung klappt, wir hatten jedoch einige Schwierigkeiten nach der Baustelle wieder auf die entsprechende Straße zu gelangen.



Guamote ist ein Juwel der Anden, in dem die Zeit stehen geblieben ist. Das Dorf lebt hauptsächlich von der landwirtschaftlichen Produktion der Bauern dieser Region. Als wir dort ankamen, stellten wir fest, dass der Ort etwas verschlafen wirkt. In den Beschreibungen wird vorrangig der Indiomarkt erwähnt, der jeweils Donnerstags stattfindet. Wir waren an einem Montag dort angekommen und blieben nur eine Nacht. Da die Wanderung am Chimborazo ausgefallen war, erreichten wir unsere Unterkunft viel zu früh und daher war es nicht verwunderlich, dass wir dort niemanden antrafen.

Also parkten wir unseren Wagen ordnungsgemäß und unternahmen eine Exkursion durch den Ort. Entsprechend der Tageszeit und unseres Hungergefühls bot es sich auch an, eine Mahlzeit einzunehmen. Vor diesem Vorhaben stand jedoch zuerst die Suche nach einem Restaurant. Trotz der Hilfe des fast allwissenden Internets gestaltete sich dies schwieriger als gedacht. Bei dem beliebten Internetportal Tripadvisor gab es für Guamote genau null Treffer. Letztlich fanden wir eine Cantina direkt gegenüber der Kirche. Als wir dort ankamen, war der Eingang zu dem Restaurant abgeschlossen und wir befürchteten, dass das Lokal nicht geöffnet hätte. Aber als wir an die Tür traten, kam umgehend eine Servicekraft und öffnete uns, um hinter uns wieder abzuschließen. Der Gasträum war schlicht und funktional eingerichtet. Wir bekamen einen Tisch zugewiesen und die Karte gereicht. Wir entschieden uns für Hähnchen mit würziger Soße. Dies gehörte zu den Gerichten, deren hiesige Bezeichnung uns etwas sagte. Selbst Spanisch wurde hier nur in Ausnahmefällen gesprochen. Bei einem Bevölkerungsanteil von über 95 % dominierte hier die Kultur der Kichwa ebenso ihre Sprache. Zwischenzeitlich kamen auch noch weitere Gäste, bei denen jeweils die Eingangstür geöffnet und wieder verschlossen wurde. Nun wurde uns klar, dass das Personal auf diese Art bettelnde Menschen aus dem Lokal fern hielt. Die Kundschaft bestand vorwiegend aus Mitarbeitern der umliegenden Banken und Versicherungen, die entgegen der hiesigen Bevölkerung entsprechend des wohl international gültigen Dresscodes für Bankangestellte gekleidet waren. Wir in unserer europäischen Freizeitkleidung bildeten somit eine absolute Minderheit.

Während wir unsere Hühnchenteile verzehrten, setzte draußen Regen ein. Im Schutz der Vordächer begaben wir uns auf den Rückweg zum Hotel, vorbei an Geschäften mit traditioneller Kleidung und Läden des täglichen Bedarfs. Die Häuser standen in den Straßen dicht nebeneinander. Teilweise aus Stein errichtet und verputzt oder aus Holz

errichtet. Gemein hatten sie, dass man der Bausubstanz durchweg ansehen konnte, dass wir uns in dem wirtschaftlich schwächsten Teil der Republik befanden. Oft waren die Farben, in denen die Gebäude einst gestrichen waren, abgeblättert oder verblasst und die Bauelemente mit der Patina der letzten Jahrzehnte versehen. Durch den Ort führte die Eisenbahnstrecke von Quito in den Süden des Landes. Wie bereits erwähnt, wurde der gesamte Bahnverkehr in Ecuador wegen Misswirtschaft des staatlichen Transportunternehmens eingestellt. Die Eisenbahntrasse in der Stadt war bis auf die Oberkante der Schienen mit Schotter und Sand aufgefüllt und diente inzwischen den anliegenden Händlern als zusätzliche Ausstellungsfläche und den Fußgängern als praktische Abkürzung. Im Zentrum stand das historische Bahnhofsgebäude inzwischen ohne jegliche Funktion. Noch waren die Beschriftungen und die Halterungen für die Fahrpläne erhalten. Für diese wirtschaftsschwache, ländliche Region wäre die Wiederaufnahme des Eisenbahnverkehrs eine wichtige Infrastrukturmaßnahme. Aber ob die Interessen der Bergbauern bei der zu diesem Zeitpunkt herrschenden und durch Wirtschaftsliberalismus geprägten Regierung auf Gehör stießen, war eher unwahrscheinlich.

So erreichten wir etwas vom Regen durchnässt das Haus des gemeinnützigen Projekts „Inti Sisa“, zu dem auch das Hotel gehörte. Vor der Eingangstür lag eine Promenadenmischung mit hellbraunem Fell. Da die Straßenhunde hier um die Mittagszeit ihre Siesta machen, machte er auch keine Anstalten, sich in irgendeine Richtung wegzubewegen. Da von ihm offensichtlich keine Gefahr ausging, trauten wir uns an ihm vorbei, um an der Haustür zu klingeln. Kurz darauf erschien Byron, der uns rein bat und dem Hund erklärte, dass nun seine Siesta beendet wäre und er Platz machen müsste, was er auch tat. Schnell erfuhren wir, dass wir wohl aufgrund der Reisebeschränkungen die einzigen Gäste im Haus wären. An der Rezeption erledigten wir die üblichen Formalitäten und bekamen anschließend im Obergeschoss unser Zimmer gezeigt.

Das gesamte Gebäude war mit kunsthandwerklichen Produkten dekoriert. Zahllose Holzschnitzereien, Filz- und Textilarbeiten standen auf Regalen und hingen an den Wänden. Es gab beispielsweise zwei Bilderrahmen mit jeweils 126 tanzenden Pärchen „en miniature“ darin, gefilzt und mit gestrickten Röcken und Jacken, jedes nur knapp 4 cm hoch. Malereien in naiver Kunst zeigten Szenen aus dem Dorfleben, der Feldarbeit und der Natur. Im Parterre gab es eine umfassende Kunstausstellung. Das Projekt Inti Sisa Art bietet verschiedenen indigenen Gemeinschaften Chancen, indem sie Workshops in diesem Zentrum und darüber hinaus anbieten. Lehrkräfte werden fortgebildet und erhalten beispielsweise Computerunterricht und junge Frauen lernen in einer Nähstube, wie man sich selber etwas näht, wodurch sie mehr Selbstvertrauen und Selbstachtung bekommen. Mehr zu dem Projekt erfahren wir später von Byron.

Bevor wir mit Byron zu einer Besichtigungstour starten konnten, hatten wir noch etwas Zeit. Da bot es sich an, der Forderung von Heike nachzukommen und meinen Bart und mein Haupthaar zurückschneiden zu lassen. So machten wir uns auf den Weg zu einem akzeptablen Friseursalon. Der erste, dem wir begegneten, schien uns nicht authentisch genug und so wählten wir ein Angebot wenige Häuser weiter aus. Eine kleine schwarzhaarige Frau begrüßte uns überaus herzlich. Der Friseursalon bestand aus einem Raum mit zwei Friseurstühlen und zwei Spiegeln, einem glänzenden Holzboden, hellblau getünchten Wänden und daran die üblichen Fotos von Frisurmodellen mit den aktuell im Andenhochland angesagten Frisuren. Daneben hing die kitschige Darstellung von Pferden vor schneebedeckten Bergen und Wasserfällen in einer durchaus als schlecht zu bezeichnenden Photoshop-Montage. Noch eine Stufe kitschiger kam das Christusbildnis daher, das standesgemäß über allen anderen Abbildungen hing. Ein betagter Schreibtisch diente als Ablage für allerlei Tinkturen und Wässerchen. Das Gesamtbild rundete der



Sohn des Hauses ab, der - die Kapuze seines Hoodies über den Kopf gezogen - seine Musik lautstark über sein Mobiltelefon hörend in der Ecke saß und von unserer Anwesenheit offensichtlich keine Notiz nahm. Zusammen mit dem Radioprogramm, das zeitgleich über die Musikanlage des Salons trällerte, ergab das eine nicht auszuhaltende Melange aus südamerikanischen Rhythmen unterschiedlichster Musikepochen.

Meinen Wunsch, den Bart komplett abrasiert zu bekommen und meine Haare auf eine praktische Länge zu kürzen, musste ich mehrfach der ungläubigen Friseurin mit Händen und Füßen erklären. Es war sicher der erste Termin, den sie mit einem Gringo hatte. Aber nach einiger Zeit waren wir über das Ziel der zu erbringenden Dienstleistungen übereingekommen. Nun wurde beherzt geschnitten und gesprüht und das immer mit einem breiten Lächeln im Gesicht, sowohl bei der Friseurin, als auch bei Heike. Als dann das Rasiermesser geschärft und der Rasierschaum angerührt wurde, kamen bei mir doch leichte Zweifel auf, ob es die richtige Entscheidung war, mich hier rasieren zu lassen. Die hygienischen Bedingungen schienen sich deutlich von denen in Deutschland zu unterscheiden.



Zwischenzeitlich hatte ich es sogar geschafft, der Frau und ihrem Sohn zu erklären, dass sie sich auf eine Musik einigen sollten, was dann sogar zu einer entsprechenden Reaktion des heranwachsenden Teens führte. Dieser musste nun auch seine passive Haltung aufgeben, denn ein weiterer Kunde, ein ebenso junger Bursche, hatte den Salon betreten. Erstaunlich agil kümmerte sich nun der Sohn des Hauses um diesen.

Ich war inzwischen frisch gestylt und mit wohlriechenden Wässerchen eingenebelt worden. Dann durfte Heike meinen Platz einnehmen. Was Spitzen schneiden auf Spanisch oder gar Kichwa heißt, wussten wir natürlich nicht, aber mit allerlei Gebärden wurde auch das verstanden. Nun tauchte eine neue Herausforderung auf. Offensichtlich hatte die Friseurin noch nie jemanden mit Locken auf ihrem Friseurstuhl. Die Verzweiflung, als die Haare von Heike partout nicht das machten, was sich die Frau mit Kamm und Schere so vorstellte, war ihr gut anzusehen. Tapfer schaffte sie es jedoch, einen großen Teil der Haare um einiges zu kürzen. Als sich die Prozedur zum Ende neigte, fiel mir auf, dass ich das Geld im Hotel liegen gelassen hatte und hier ausnahmsweise nicht mit Karte bezahlt werden konnte. Also eilte ich los, die Finanzmittel zur Begleichung der überschaubaren Rechnung zu holen. Rechtzeitig nach dem letzten Durchkämmen war ich zurück und gab der Friseurin einen 20 \$-Schein. Leider hatten wir kein weiteres Kleingeld parat. So musste die Frau die halbe Nachbarschaft abgrasen, um das passende Rückgeld zu beschaffen. Mit fünf Dollar inklusive großzügigem Trinkgeld gab es zwei Frisuren, eine Rasur, etwas Abenteuer und eine über die Maßen freudig lächelnde Friseurin.

Zurück am Hotel wurden wir bereits von dem dazugehörigen Straßenhund freudig begrüßt. Wir gehörten eindeutig zu den Menschen, die er in seinem Revier duldete. Byron war bereit, uns verschiedene Projekte von Inti Sisa zu

präsentieren. Wir begannen mit einem Rundgang durch das Haupthaus mit der angegliederten Schule. Dabei bezog sich der Begriff Schule nicht nur auf die kindliche Ausbildung, sondern auch auf den Bereich den man in Deutschland unter Volkshochschule subsummiert. Ebenfalls gehörte ein Laden mit Produkten aus der eigenen Herstellung dazu.

Das Projekt wurde ins Leben gerufen und wird bis heute durch einen belgischen Verein unterstützt, der gerade im Vorjahr die Schule mit einer kleinen Bühne für darstellendes Spiel komplett mit Ton- und Lichttechnik ausgestattet hatte. In einem sehr großen Klassenzimmer, zu dem auch die Bühne gehörte, gab es verschiedene pädagogische Bereiche: die Bastecke „Rincon de Construcción“, die Lesecke „Rincon de Lectura“ mit bequemen Sitzmöglichkeiten, die Musikecke „Rincon de Musica“, an der Carl Orff seine Freude gehabt hätte und schließlich auch die „Rincon del Hogar“, im weitesten Sinne eine Puppenecke. Im Zentrum stand ein Beamer mit Leinwand für den Fernunterricht. Das Gesamte machte einen äußerst professionellen und wohlüberlegten Eindruck auf uns.



Nach diesem Rundgang wurde die Präsentation mit einer Fahrt über die umliegenden Dörfer fortgesetzt. Vorrangiges Ziel war der Besuch einer Dorfschule. Guamote als Großgemeinde hat über 26.000 Einwohner, von denen jedoch nur 10 % in dem Städtchen selbst leben. Der weit-aus größte Anteil der Bevölkerung lebt in weitverteilten Dörfern und Weihern im Hochland. Umso wichtiger ist der Aufbau von dezentralen Strukturen eben auch im Bildungswesen.

Wir starteten mit dem Pickup vor dem Hotel und ließen den Ort schnell hinter uns. Schon bald erkannten wir die Vorteile eines Geländewagens mit Ladefläche, denn diese diente, soweit es irgend möglich war, als Sitzplatz für Leute, die am Straßenrand auf eine Mitfahrgelegenheit warten oder zu Fuß irgendwohin unterwegs sind. So saß auch schon bald die erste indigene Frau auf der Ladefläche, immer eine Hand an ihrem Hut, damit dieser nicht vom Fahrtwind weggeweht wurde.

Die Straßenverhältnisse waren überraschend gut. Schnell erreichten wir das kleine Dorf mit der Dorfschule. Hier stieg auch die Indiofrau von der Ladefläche. Ich fragte sie, ob ich ein Foto von ihr machen dürfe, was Byron übersetzte. Höchste verlegen sagte sie zu, ohne jedoch nicht zu erwähnen, dass sie eigentlich dafür nicht passend angezogen wäre und auch ihren Goldschmuck nicht dabei hätte.

Als nächstes besuchten wir die kleine Dorfschule. In einem Klassenraum wurden alle Kinder der Umgebung von einer Lehrerin unterrichtet. In kleinen Lerngruppen waren diese jeweils mit passenden Aufgaben versorgt. Wir verhielten uns möglichst unauffällig, um nicht unnötig zu stören und blieben auch nicht lange. Als die Lehrerin unseren Besuch bemerkte, wurden wir von der gesamten Klasse lautstark begrüßt und ebenso verabschiedet.



Selbst an den steilsten Hängen in Höhenlagen, in denen bei uns schon lange gar nichts mehr wächst, bauen die Menschen hier allerlei Agrarprodukte an. Die Straße schlängelte sich immer weiter in die Höhe. Der Ausblick über das hinter uns liegende Tal war grandios und direkt vor uns in greifbarer Nähe zogen dicke weiße Wolken vorbei. Nicht dass die Wolken so tief hingen, wir waren einfach sehr hoch. Traktoren und Landmaschinen kamen hier in diesen Regionen nicht mehr zum Einsatz. Einzig Esel halfen vereinzelt bei der Feldarbeit.

Wie manche Familien noch in traditionellen Häusern, sogenannten Chozas, wohnen, konnten wir bei unserem nächsten Halt erfahren. Quasi wie in einem lebendigen Museum zeigte uns eine Frau die traditionelle Herstellung von Wolle und das Spinnen mit einem Stab, das die Frauen auch noch heute während der langen Fußmärsche vom Dorf zu den Äckern erledigen. Als Grundlage dient seit jeher die Wolle der Alpakas, die hier fast jede Familie ihr Eigen nennt. So entstehen in mehreren Arbeitsschritten die Ponchos, die die Hirten und Bauern vor Kälte und Nässe schützen und die nur wenig gemein haben mit den Produkten, die auf den Touristenmärkten angepriesen werden. An der Wand der Hütte hingen die teils martialisch anmutenden Ausrüstungsgegenstände der Gauchos: neben Sättel und Lassos aus Lederstreifen auch Macheten.



Dass die Infrastruktur unter der Sozialistischen Regierung gut ausgebaut wurde, selbst Wasser- und Stromversorgung auch hier in der weit abgelegenen Region des Landes vorhanden sind, beruht auf Strukturmaßnahmen, die wohl auch ein Teil von Wahlwerbung waren. Aber gutes Tun ist sicher ein adäquates Mittel, um für sich bei den nächsten Wahlen zu werben.

Beim nächsten Halt begegnete uns ein kleines Mädchen mit ihrem noch kleineren Bruder. Offensichtlich kamen die beiden von der Schule beziehungsweise vom Kindergarten und hatten auch einige Besorgungen für die Familie erledigt. So war dem Jungen, der vielleicht vier Jahre alt war, ein Paar Gummistiefel auf den Rücken gebunden worden. Zum Tragen wären diese viel zu groß und zu schwer gewesen. Den letzten Besuch statteten wir einem einzeln gelegenen Gehöft ab. Hier waren eine sehr alte Frau und ihre Urenkelin dabei, mit Stöcken Getreide auf einer Plane zu dreschen. Wie wir erfuhren, war die Frau



85 Jahre alt. Das Kind hatte an diesem Tag schulfrei und konnte daher bei dieser mühsamen Arbeit helfen. Auch durften wir hier einen Blick in die Lehmhütten mit Strohdach werfen. Diese Bauweise mit massiven Wänden aus ungebranntem Lehm ist klimatisch sowohl im Sommer als auch im frostigen Winter wesentlich besser, als die inzwischen in Mode gekommenen Häuser aus Betonplatten und Wellblechdächern. Der Einblick in die Einraumwohnung mit integrierter Kochecke auf offener Feuerstelle ließ erahnen, wie karg das Leben hier für die Menschen ist. Im Nebengebäude war dann der Stolz der alten Dame zu begutachten. Über 30 Meerschweinchen hüpfen wild durcheinander, als wir die Tür öffneten. Auf die Frage, ob die Kinder auch mit den possierlichen Nagern spielen würden, kam die kurze und eindeutige Antwort von Byron: Mit Essen spielt man nicht.

Auch auf dem Weg zurück in das verschlafene Städtchen fungierte der Pickup als kostenloses Taxi. Diesmal war es ein älteres Paar, das auf der Ladefläche Platz nahm und sich bei der Ankunft in Guamote herzlich bei Byron bedankte. Überhaupt hatten wir den Eindruck, dass Byron jeden der 26.000 Kichwas der Region persönlich kannte und von jedem gekannt wurde. Nun wurde es Zeit für das Dinner, welches die Frauen der Kooperative zwischenzeitlich zubereitet hatten. Für sie war das Ausbleiben der Touristen ein echtes wirtschaftliches Problem und so waren sie froh, wenigstens an diesem einen Abend arbeiten zu können.

Am nächsten Morgen nach dem guten Frühstück hieß es Abschied nehmen. Abschied nehmen von Byron, aber auch von diesem vorbildlichen Projekt. Der Abschied zögerte sich jedoch etwas hinaus. Aufgrund fehlender Internetverbindung konnten wir nicht wie geplant im Hotel unsere Rechnung mit Karte begleichen und die Bargeldbestände neigte sich ebenfalls bereits dem Ende zu. So begleitete uns Byron bei der Suche nach einem funktionsfähigen

Geldautomaten durch den Ort bis zur Fernstraße. Mit seiner Erfahrung klappte die Besorgung der notwendigen Bar-mittel bereits am zweiten der drei in Guamote befindlichen Geräte. Ebenso ließ sich die Herausforderung meistern, das Tanken mit Kreditkarte zu bezahlen.

Auf dem Weg nach Cuenca führte unsere Strecke vorbei an der bei Eisenbahnfreunden berühmten Nase des Teufels, die mit einer ganz besonders abenteuerlichen Streckenführung aufwartete. Dabei handelt es sich bei der Naríz del Diablo um einen gewaltigen Felsvorsprung, in den die Eisenbahntrasse hineingehauen wurde. Um die immense Steigung zu überwinden, wechselt der Zug dabei zweimal die Fahrtrichtung. Es geht sozusagen im Zickzack den Berg hinauf, bzw. hinab. Leider - und das erwähnte ich bereits mehrfach - war diese legendäre Bahn nicht mehr in Betrieb. So blieb uns nur der Ausblick von der gegenüberliegenden Bergseite auf die abenteuerliche Streckenführung. Geschäftstüchtig wie die Ecuadorianer sind, hatte man inzwischen auch den Ausblick vermarktet. Für unglaubliche 5 \$ hätten wir die gesamte Strecke der Bahn einsehen können. Doch wir zogen es vor, etwas Erfrischendes zu trinken und dachten fälschlicherweise, damit wäre auch der Ausblick bezahlt. Daher lugten wir nur soweit es ging um die Ecke.





## Cuenca

In unserem Reiseplan war für heute ein Besuch der Festung und Kultstätte Ingapirca vorgesehen. Diese Ruinen aus der vorkolumbianischen Zeit gelten heute als Bauwerke des Volks der Kañari, die später von den Inkas vernichtend geschlagen wurden. Das expandierende Inkareich übernahm die Festung und baute diese weiter aus. Was ich nicht wusste und unsere auf Lateinamerika spezialisierte Reiseagentur uns nicht mitgeteilt hatte, war die Tatsache, dass diese Fundstätte eines Sonnentempels mit einem Observatorium zur Beobachtung von Sonne und Mond, diverser Lagerräume, ritueller Bäder sowie Befestigungsanlagen, Straßen und Plätzen an Dienstagen ihren Ruhetag hat. Zu unserem Glück hatten wir unsere weitere Route mit Byron in Guamote besprochen, der uns dann mit einem Lächeln erklärte, dass wir uns diesen unbequemen Umweg über Ingapirca ersparen könnten. Nachdem die Panamericana Richtung Pazifik abbog und sich dementsprechend die Straßenverhältnisse deutlich verschlechterten, aber das Verkehrsaufkommen von Schwerlasttransporten sich erhöht hatte, waren wir ganz froh, nicht den weiten Umweg auf einer nicht klassifizierten Straße nehmen zu müssen, um die Mauern der Inka im Nebel und Regen zu besichtigen. Erschwerend kam hinzu, dass es inzwischen ohne Unterlass regnete und die maroden Straßen sich zu Schlammrinnen verwandelten.

Als wäre es so bestellt, klarte es auf, als wir uns der prunkvollen Stadt Cuenca näherten. Die Provinzhauptstadt besitzt eine bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichende koloniale Geschichte. Als damals die spanischen Inquisitoren die Ebene erreichten, lag das bereits lange vorher besiedelte Gebiet in Trümmern. Dies war wohl eine Folge der langandauernden kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Inkas und den ursprünglich hier siedelnden Stämmen, wobei wohl auch die Erbfolgestreitigkeiten der Inkas eine Rolle spielten.

Cuenca ist die drittgrößte Stadt Ecuadors und gilt als schönste Stadt des Landes. Sie liegt auf etwa 2550 m Höhe. In ihrem unmittelbaren Einzugsbereich leben schätzungsweise 400.000 Menschen. Über die Jahrhunderte hinweg nahm sie immer wieder Verfolgte aus Europa auf, so im 16. Jahrhundert französische Juden und am Ende des Zweiten Weltkriegs deutsch-jüdische Flüchtlinge. Der französische Einfluss ist im Stadtbild unübersehbar und wirkt bis heute nach. Es war günstig, dass die Straßen im rechten Winkel zueinander ausgerichtet sind und wir es daher mit der Orientierung leichter hatten. Überwiegend handelt es sich dabei um Einbahnstraßen mit einer extra Busspur.

Die gesamte Architektur im Stadtkern kann man nur als wundervoll bezeichnen. Repräsentative Gebäude im „republikanischen Stil“ des 19. Jahrhunderts dominieren die Bebauung. Im Zentrum zumeist fünfstöckig mit Rundbogenfenstern und Säulen verziert, dazu elegante Balkone mit grazil durchbrochenen gusseisernen Geländern. Diese Bauweise wird nur durch sakrale Prachtbauten überragt.

Unser Hotel war genau in diesem markanten Stil errichtet. Mehrere Balkone zierte das Hotel, von denen sich auch der Name des Hotels „Los Balcones“ ableitete. Erstaunlicherweise verfügte das Hotel trotz der engen Bebauung über einen Parkplatz im Innenhof, auf dem wir unseren Mietwagen abstellen durften. Der äußerliche Pomp wurde von dem übertroffen, was uns im Hotel erwartete. Die gesamte Ausstattung war auf die koloniale Epoche abgestimmt. So standen in den Fluren reichverzierte Stühle mit geblühten Samtpolstern, wie man sie am ehesten im Schloss der österreichischen Kaiserin Sissi erwartet hätte, natürlich in Kombination mit den passenden Tischen und schweren Truhen.

Wir erhielten ein Eckzimmer im ersten Obergeschoss. Von unserem Balkon aus hatten wir die Aussicht entlang der sich hier kreuzenden Straßen. Über dem majestätischen Doppelbett prangte ein überdimensionales Wandgemälde mit weißen Rosen. Bis auf den digitalen Radiowecker war auch in unserem Zimmer alles harmonisch aufeinander abgestimmt. Das modern eingerichtete Badezimmer befand sich zumindest optisch im Wandschrank und bot trotz des geringen Platzangebotes alle Annehmlichkeiten, die man bei einem hochklassigen Hotel erwartet.



Nachdem wir uns von den Strapazen der heutigen Fahrt etwas erholt hatten, begaben wir uns auf einen abendlichen Rundgang durch die faszinierenden Quartiere der Altstadt. Diesmal führte uns das Internetportal Tripadvisor zu einem exquisiten Restaurant. Das „El Mercado“ bestach durch sein stimmungsvolles Ambiente. Eine Melange aus moderner Inneneinrichtung und einer eher romantisch anmutenden Ausstattung, auf der Galerie mit Polstersesseln, vielen Pflanzen und Blick auf den Fluss. Ebenso wie diese Aussicht genossen wir das servierte Menü, welches wir mit einer hervorragenden Crème Brûlée abschlossen.

Für den nächsten Morgen stand ganz früh der Corona Test auf der Tagesordnung, der für die Einreise nach Galapagos notwendig war. Zwar tauchte ein Testteam etwas nach

der vereinbarten Zeit im Hotel auf, weigerte sich aber partout, von uns Abstriche zu nehmen, denn unsere Namen waren auf deren Liste nicht verzeichnet. Nach mehreren Telefonaten kam eben dieses Team nach einer weiteren Stunde wieder zurück, um auch von Heike und mir eine Probe zu nehmen. Mit dieser Verzögerung von weit über einer Stunde hatte es immerhin geklappt, so dass unserer Weiterreise auf diese besondere Inselgruppe nichts mehr im Wege stand.



Von der Verkehrsführung mittels Einbahnstraßen mit gesonderter Busspur hatte ich bereits berichtet. Der dadurch optimierte Nahverkehr wurde durch eine Straßenbahn ergänzt. Seit 2020 verbindet die Tranvía Cuatro Ríos de Cuenca die beiden wichtigsten Stadtteile mit dem Zentrum. Bei dieser innovativen, elektrisch betriebenen Bahn erfolgt die Stromzufuhr im historischen Bereich der Stadt durch eine in den Fahrweg eingelassene Stromschiene und nicht über das Stadtbild störende Oberleitungen. Die Fahrspannung von 750 Volt Gleichstrom wird jedoch immer nur in dem Bereich freigegeben, der von der Bahn überdeckt wird. Auf dem Weg zur Hauptkirche, der „Catedral de la Inmaculada Concepción“, also der Kathedrale der unbefleckten Empfängnis, konnten wir dieses Straßenbahnkonzept genauer in Augenschein neh-



men und bewundern. Die neue Kathedrale, wie sie hinlänglich genannt wurde, bietet für 9.000 Gläubige Platz. Die mit hellblauen glasierten Kacheln aus tschechischer Produktion bedeckte Kuppel hatten wir bereits vom Hotel aus über die Dächer der Stadt hinweg gesehen. Der Plan der Kathedrale wurde von Juan Bautista Stiehle – einem in Deutschland geborenen Mönch, der 1873 aus dem Elsass nach Cuenca kam – auf Vorschlag von Bischof León Garrido entworfen. Der Dom übernahm die Funktion des nahe gelegenen, zu klein gewordenen Alten Doms. Die Bauarbeiten begannen 1885 und dauerten fast ein Jahrhundert. Daher vereint dieses Gebäude viele Architekturstile, wobei die Romanik vorherrscht. Nachdem wir die opulente Ausstattung der Kathedrale mit ihrem Hochaltar und den zahlreichen Seitenaltären auf uns wirken lassen, wandten wir uns wieder dem Leben in der Stadt zu.

So bestach der Blumenmarkt in direkter Nachbarschaft zur Kathedrale mit seinem Angebot an duftenden Blumen. Farbenfroh, luftig leicht und wunderbar arrangiert war dies ein echtes Kontrastprogramm zu der überladenen und von Blattgold strotzenden Architektur der Kirche. Nicht weit davon lag der große Marktplatz, auf dem sich überwiegend Bekleidung im Angebot befand. Da sich Textilwaren im Gegensatz zu Schnittblumen zum Heimtransport eignen, dauerte der dortige Aufenthalt etwas länger. Daneben waren auch Händlerinnen mit Wagen voller frischer Kirschen, Erdbeeren und Trauben unterwegs. Das Obst war wie gemalt und jede Ockstädter Kirsche wäre bei diesem Anblick vor Neid erblasst. Diesem Angebot konnten wir nicht widerstehen und so wechselten einige der reifen Früchte den Besitzer. Natürlich für einen Dollar. Die Verkäuferin hatte ihr Baby in einem Wickeltuch auf dem Rücken fest verschnürt. Der kleine Wicht, in seiner Bewegungsfreiheit völlig eingeschränkt, schaute mit seinen großen dunklen Augen in die Welt. Hier ist anzumerken, dass grundsätzlich so ziemlich alles von Frauen in Wickeltüchern transportiert wurde.



Wesentlich berühmter als die Stadt Cuenca selbst ist ein Produkt der Region, das auf der gesamten Welt verbreitet ist. Dabei handelt es sich um die sogenannten Panama-Hüte. Die falsche Herkunftsbezeichnung des „Panama-Hutes“ verfestigte sich in mehreren Schritten. Die erste Verwechslung des realen Herkunftslandes Ecuador mit Panama fand im Jahr 1855 statt, als der für Napoleon III. gedachte sombrero de paja toquilla in Panama eingeschiffert wurde. Für die Franzosen galt damit Panama als Ursprung dieses Hut-Typs. Das wurde dadurch noch verstärkt, dass im 19. Jahrhundert Güter, die in Südamerika produziert wurden, nicht direkt aus den Ursprungsländern in die USA eingeführt werden durften. Die zentrale Sammel- und Zollstelle für deren USA-Import war allein Panama. Daher trugen alle diese Hüte die Zollstempel aus Panama. Letztlich war es US-Präsident Theodore Roosevelt, der bei einer Besichtigung des Panamakanals im Jahr 1906 einen ecuadorianischen Toquilla-Strohhut trug. Davon ging eine Fotoaufnahme um die Welt und so setzte sich endgültig der heutige Name „Panama-Hut“ fest.



Das Geheimnis der Haltbarkeit dieser geflochtenen Hüte liegt in der verwendeten Faser. Inzwischen ist die Webkunst des Hutflechtens aus „Toquillafasern“ als immaterielles Kulturerbe international anerkannt. Natürlich besuchten wir eine der hier ansässigen Hutmanufakturen. Eine junge Frau zeigte uns den Produktionsprozess, wie die Rohlinge ihre endgültige Form erhalten. Die Rohlinge selbst werden in Heimarbeit von unabhängigen Hut-Webern hergestellt und dann bei den Manufakturen angeliefert. Oft kultivieren diese sogar die Pflanzen selbst, um deren Blätter zu verwenden. Wir erfuhren, dass die immense Preisspanne zwischen zwanzig und mehreren tausend Dollars auf die Breite der Fasern und die damit verbundene Anzahl der Flechtpunkte zurückzuführen ist. In der Ausstellung gab es die mondänen Strohhüte von klassisch bis modern und so bot sich eine kleine Modenschau mit Heike an. Zu einer Kaufentscheidung konnten wir uns jedoch noch nicht durchringen.

Unsere Mittagspause verbrachten wir am Fluss Tomebamba, der Cuenca der Länge nach durchfließt. Bei Sonnenschein ließen wir uns die prallen Kirschen schmecken, die wir auf dem Markt erworben hatten und testeten, wer von uns beiden die Kerne am weitesten in den Fluss spucken konnte.

Neben den zahlreichen Geschäften, wie wir sie bereits in den besuchten Städten gesehen hatten, gab es hier in Cuenca auch einige ganz besonders erwähnenswerte Läden. So beispielsweise die Bäckerei „EFÁ Clásico Panadería“ die in ihrem Angebot zahlreiche Körner- und Graubrote hatte und deren Backstube einen Duft verbreitete, der uns unweigerlich zu dem Lädchen zog. Oder auch die Galerie „Musa Takina“, in der Kunst und Geschmack in der Art verbunden war, dass es neben hochwertigem Kunsthandwerk auch lokal erzeugte Leckereien gab. Bei „huma creativa“ waren Produkte aus indigener Handarbeit in modernem Chic in der Ausstellung. Traditionell gefertigt



mit ultramodernen Farbkombinationen und Mustern hätten diese Bekleidungsstücke auf jeder Modenschau in einer der europäischen Metropolen bestehen können.

Neben den prächtigen Bauwerken gab es auch zahlreiche begrünte Plätze, die zum Verweilen einluden. Auf einem dieser Plätze mit prächtigen Bäumen und einem Springbrunnen wurden wir von der Touristenpolizei auf Spanisch angesprochen. Wir dachten, wir hätten etwas Besonderes zu beachten oder sie wollten mich darauf hinweisen, meine Kamera verdeckt zu tragen. Mit Hilfe einer Übersetzungs-App auf deren Mobiltelefon stellte sich jedoch heraus, dass sie nur gerne ein Foto mit uns machen würden. Dieses sollte einem Bericht in ihrem Polizeimagazin beigefügt werden. Gerne stimmten wir zu. Leider erfuhren wir nie, ob dies dann auch so veröffentlicht wurde. Direkt dabei befand sich die Iglesia de San Blas und die Tourismuszentrale der Stadt mit Ausstellungsräumen für Kunsthandwerk. Von Dingen, die wir bereits auf gar manchem Markt gesehen hatten, gab es hier ausschließlich ausgewählte Exemplare in einer professionellen Präsentation.

Cuenca hat noch eine weitere Besonderheit zu bieten: Gehwege mit historischen Pflasterarbeiten. Daneben gab es auch Leitsysteme mit taktilen Elementen für Sehbehinderte. In der Behindertenrechtskonvention der UN wird die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Einschränkungen bereits seit langem gefordert. Erstaunlich ist, dass dies hier in Ecuador scheinbar ernster genommen wird als in mancher deutschen Kommune. Dass dies auch hier wie dort schief gehen kann, bewies ein neu errichteter Stützpfeiler, der mitten in ein Leitsystem für Blinde gebaut worden war.

Inzwischen waren wir etwas abseits der Altstadt unterwegs und mussten daher in einem eher auf einheimische Kundschaft eingestellten Gastronomiebetrieb eine Rast einlegen. Angelockt von einer Saftpresse und einem Berg frischer Orangen, traten wir durch einen engen Gang in den Innenhof und nahmen auf den dort vorhandenen Plastikstühlen Platz. Auf einem Flachbildschirm lief ein Spiel aus der spanischen Fußballliga, welches die Aufmerksamkeit der meisten Anwesenden auf sich zog. Wir erhielten und genossen die gewünschten frisch gepressten Orangensäfte, während wir die Gäste möglichst unauffällig beobachteten. Eine kurz nach uns gekommene Familie mit drei heranwachsenden Kindern gab ausreichend Möglichkeiten für sozialpädagogische Feldstudien.

Da die Säfte nur bedingt unseren Appetit stillten, kehrten wir später noch in einem adretten Café ein. Bereits in der Auslage lachten uns beim „Mas dulce angelus“ verschiedenste Leckereien an. Im Obergeschoss wurden uns Sachertorte, Latte Macchiato und ecuadorianischer Kakao serviert. Von hier hatten wir einen optimalen Blick in die gläsernen Kühlschränke, in denen Torten für alle Anlässe bereit standen. Die passenden, vorgefertigte Zuckeraufschriften lagen griffbereit daneben. Einer kurzfristig einberufenen Feier stand hier nichts im Weg.



Nach einer kurzen Siesta im Hotel beschlossen wir, eine weitere Hutfabrik aufzusuchen. Etwas abseits des Zentrums erreichten wir die Manufaktur. Auch hier gab es einen Bereich, in dem die Herstellung beschrieben wurde und einen Bereich für den Verkauf. Nach einer Einweisung durfte dann Heike aus Toquillafasern ein kleines Püppchen flechten. Dies hätte der Anfang einer Biografie als erfolgreiche Hutflechterin sein können, aber Heike zog es vor, einen passenden Sonnenhut käuflich zu erwerben. Natürlich musste auch noch ein Herrenhut hinzu. Ein ideales Mitbringsel für meinen Vater, wie sich später herausstellte. Der Transport der beiden eleganten Modelle im Koffer sollte, so die Aussage der Verkäuferin, kein Problem sein. Rollen und entrollen wäre aufgrund der hiesigen Luftfeuchtigkeit kein Problem. Ein erneutes Zusammenrollen in Europa würde jedoch die Fasern brechen lassen. Auch wurden wir darauf hingewiesen, dass der Hut an der Krempe zu greifen wäre, um die maximale Haltbarkeit zu erhalten.



Weiter ging unser Nachmittagsausflug vorbei an verschiedenen Werkzeugläden, in denen es alles gab, was einem Hobbybastler das Herz aufgehen lässt. So erreichten wir den „Mercado de Artesanias Rotary“ den Handwerksmarkt. Hier wurde wirklich alles außer Tieren und Lebensmitteln angeboten. Beispielsweise gab es Grillutensilien zum exakten Garen eines Meerschweinchens, massenweise Korbwaren, Gartenzwerge in allen Formen, Pferdezaumzeug neben Schneebesens und einen Sparschäler, mit dem man auch das Gemüse in feine Streifen schneiden kann. Dieses Wunderwerk wechselte dann auch den Besitzer. Vor dem Markt standen von Kindern umlagert Eisverkäufer, die in ihren kurbelbetriebenen Häckselmaschinen aus Eisblöcken Eisraspel erzeugten, die dann vor dem Verzehr mit verschiedenen, farbintensiven Sirupen übergossen wurden. Das Ergebnis waren überwiegend strahlende Kinderaugen und einige genervte Eltern. Die Wundermaschine war sicher um ein Vielfaches älter als die junge Frau, die sie bediente.





In der Markthalle des 9. Oktobers gab es dann Obst, Gemüse und im Untergeschoss Fleisch, Fisch und andere Meeresfrüchte zu kaufen. Es war ein Fest für die Augen. Vieles, was wir auf und in unseren Märkten nie zu sehen bekommen haben, war hier ausgestellt. Ein wahres Farbenmeer tat sich beim Betreten der Markthalle auf. Selbst das, was bei uns in Hessen als grüne Soße angeboten wird, war hier bunt. Zu den grünen Kräutern waren essbare Blüten dazu gepackt und sorgten so für die notwendige Farbigkeit. Die Metzgerabteilung war dann noch gewöhnungsbedürftiger. Kuhfüße waren wohl voll im Trend und wurden an ziemlich allen Ständen prominent ausgestellt angeboten.



Wegen der erfolgreichen Suche nach einem Restaurant am Vorabend bei Tripadvisor, versuchten wir es an dem zweiten Abend nochmals. Das dort empfohlene Restaurant lag angeblich auf der anderen Seite des Flusses. Die Suche blieb jedoch ergebnislos. In diesem Gebiet der Stadt gab es das städtebauliche Spannungsfeld, historische Gebäude und moderne Funktionsgebäude zu kombinieren, was durchweg als gelungen angesehen werden konnte.

Zurück in der Altstadt boten sich reichlich Dönerläden an. Wir landeten dann jedoch bei einem Inder. Untypisch für Lateinamerika, aber irgendwie fast wie bei jedem Inder in Deutschland. Kitschiges Dekor und die üblichen bekannten Gerichte.

Den Abschluss des Tages begannen wir in der Goza Espresso Bar. Diese bei der jüngeren Generation angesagte Location bot zwar auch draußen direkt neben der Iglesia La Merced etliche Sitzplätze, aber wir zogen einen Tisch im Innenraum aufgrund der doch merklich fallenden Temperaturen vor. So ließen wir den Tag bei Cocktails mit und ohne Alkohol Revue passieren.



## Cajas

Am heutigen Tag galt es in einer letzten Fahrt mit dem Mietwagen den westlichen Gebirgskamm der Anden, die „Cordillera Occidental“, zu überwinden, um die Pazifikküste zu erreichen. Da wir in den vergangenen Tagen die Straßen der Altstadt von Cuenca zur Genüge kennengelernt hatten, war es ein Leichtes, den kürzesten Weg aus der Anhäufung von Einbahnstraßen zu finden. Das Stadtbild änderte sich sehr bald nachdem wir das Zentrum verlassen hatten. Eine breit ausgebaute Ausfallstraße führte uns vorbei an Hochhäusern, wie wir sie auch aus Gießen oder Buseck kennen.

Bereits in den Vororten ging es merklich topografisch in die Höhe. Die Streckenführung verlief erst vierspurig und gradlinig, dann nur zweispurig und dafür kurvig. Letztlich führte die Straße über ungezählte Serpentinaen in die Höhe und Haarnadelkurven reihten sich aneinander, bis wir über die Wolken kamen, wo uns ein strahlend blauer Himmel empfing. Sowohl die Landschaft als auch die Vegetation veränderten sich. Das Umfeld der Fernstraße war hier gefällig hügelig und mit zerklüfteten Felsen gekrönt. Dem Warnschild „Achtung Lamas“ folgte tatsächlich eine Herde dieser Tiere, die seelenruhig am Straßenrand grasten.

Das Überholen des Milchautos, welches ständig anhielt, um aus Kanistern, die am Straßenrand standen, frisch Gemolkenes aufzunehmen, fiel noch leicht, hingegen stellte sich das Überholen von schweren Lastwagen als eine echte Herausforderung dar. Mit viel Mut, etwas Gottvertrauen und voll durchgetretenem Gaspedal klappte dies schon.

Der Nationalpark Cajas liegt auf einer Hochebene. Die Straße nach Guayaquil, die wir gewählt hatten, führte uns direkt durch dieses Gebiet. Die sehr feuchte Region bildet die Wasserscheide der kontinentalen Teilung. Jeder

Regentropfen, der westlich von Cajas fällt, erreicht später den Pazifischen Ozean. Jeder Tropfen im Osten fließt über die Flüsse Tomebamba und Yanuncay durch die Stadt Cuenca und weiter in den Amazonas. Aufgrund der topografischen Lage ist hier immer mit einer hohen Regenwahrscheinlichkeit und Wetterumschwüngen zu rechnen. Trotzdem hatten wir uns vorgenommen, eine Wanderung in dem Nationalpark zu machen.

Der Mitarbeiter am Kontrollpunkt der Einfahrt zum Nationalpark hatte mit der Abwicklung eines Busses ausreichend zu tun, so dass wir unkontrolliert einfahren durften. Weiterhin hatte die Fernstraße eine gute Straßendecke, was sich erst änderte, als wir von ihr abbogen, um zum Wanderparkplatz zu gelangen. Hier waren wir froh, dass wir uns bei der Buchung des Wagens für einen allradgetriebenen entschieden hatten.

Bereits vom Parkplatz hatten wir eine tolle Aussicht auf einen der unzähligen Seen mit seinem mitternachtsblauen Wasser, auf die Vegetation mit ihrem saftigen Grün und darüber der azurblaue Himmel. Aufgrund der Höhenlage gab es weniger Einfluss der Atmosphäre auf die Sonneneinstrahlung und daher einen höheren UV-Anteil, welcher alle Farben noch kräftiger erscheinen ließ. Von Regen oder düsterem Nebel, wie er oft in Reiseberichten beschrieben wurde, war nichts zu sehen.

Im Vorfeld hatten wir uns bereits zwei Rundwanderwege ausgesucht und diese für unseren Spaziergang miteinander verknüpft. So war es unser Plan, um die Lagune von Toreadora herum und durch den Polylepis-Wald am Fuße des Cerro San Luis zu den Lagunas Unidas und Totoras zu wandern, um dann wieder an den Parkplatz vom La Toreadora Interpretation Center zu gelangen. Mit hochgerechnet etwas über sechs Kilometern, trotz der Lage



um die 4.000 Meter, eine machbare Aufgabe, zumal wir inzwischen gut an die dünne Luft gewöhnt hatten. Trotz der Information, dass alle Wege gut ausgeschildert wären, nutzten wir die Navigation des iPhones als Backup. Rot gestrichene Markierungen waren jeweils in Sichtweite zueinander angebracht. Es gab auch Schilder mit Informationen zur Position, Höhe und Entfernung zum Ausgangs- und Zielpunkt. Angeblich säumen 29 dieser Informationstafeln den Wanderweg, wir trafen jedoch nur noch auf fünf davon. Vom Parkplatz am Informationszentrum führte der Weg teils über Holztrepfen hinab in Richtung der Lagune. Die bodenbedeckende Vegetation bestand vorwiegend aus Moosen und Flechten auf einer dünnen Humusschicht, so dass dort, wo der Wanderweg entlang ging, oft der kahle Felsen zum Vorschein trat. Der Cajas-Nationalpark ist wie bereits gesagt, ein Ort des Wassers. Ein Netzwerk von fast 800 Seen, Lagunen und Teichen, geboren aus unzähligen Quellen und verbunden durch Rinnsale und kleine Bäche, prägen die Landschaft. Für uns hieß die des Öfteren, über die Gewässer mit kristallklarem Wasser zu hüpfen oder, sollten diese etwas breiter sein, über die gut angelegten Stege zu queren.



Während der Wanderung trafen wir auch auf eine weltweite Besonderheit. Dabei handelt es sich um einen Wald aus ganz besonderen Bäumen. Der Polylepis (Quinoa) ist der einzige Baum, der in solchen Höhenlagen bis 5000m existieren kann. Der Preis für diese Leistung ist seine geringe Wachstumsrate. Für einen Zuwachs von einem Zentimeter im Durchmesser des Stamms benötigt er über hundert Jahre. Diese Bäume haben mit ihren knorrigen und gewundenen Zweigen viel Charakter. Als wir den Wald durchwanderten, erinnerte er uns unweigerlich an einen verwunschenen Märchenwald. Ganz so sanft wie der Weg begonnen hatte, war er auf seinem weiteren Verlauf nicht. So gab es einige Streckenabschnitte mit steilen Auf- und eben auch Abstiegen. Trotzdem kamen wir entsprechend unserer Planung gut voran und hatten auch ausreichend Zeit, die ursprüngliche Natur zu genießen und an den schönsten Plätzen Pausen einzulegen.







Da wir immer dem Wasser des Flusses folgten, lag die dritte Lagune, die wir nach zwei Stunden erreichten, am tiefsten Punkt des gewählten Rundwanderwegs. Von der schätzenswerten Tierwelt gab es hier jedoch nur einige Enten zu entdecken. Der tiefste Punkt der Wanderung bedeutete jedoch auch, dass es ab diesem Gewässer ausschließlich bergauf ging. Dass wir uns dem Informationszentrum und der Hauptstraße näherten, merkten wir daran, dass hier außer uns weitere Touristen unterwegs waren. Der entfernte Blick auf das Gastronomiegebäude des Zentrums setzte zusätzliche Kraftreserven frei, um die letzten Anstiege zu bewältigen. Diese Anstrengungen wurden dann mit einer heißen Suppe belohnt. Denn trotz des andauernden Sonnenscheins war die Außentemperatur aufgrund der Höhenlage nie besonders hoch.

Das was für die Hochebene vorhergesagt war, ereilte uns nun bei der Weiterfahrt nach Guayaquil. Ab dem Punkt, an dem wir kurz vor dem höchsten Pass angekommen waren, änderte sich die Wetterlage massiv. Dichter Nebel ließ nur noch eine Sichtweite von wenigen Metern zu. Die Fahrzeugkolonne, die sich schnell gebildet hatte, kam nur noch im Schrittempo voran. Zu dem Nebel gesellten sich unwitterartige Niederschläge. Die über dem warmen Pazifik mit reichlich Wasser geschwängerten Wolken luden hier in den relativ kalten Höhenlagen der Anden ihre nasse Last schlagartig ab. Die Wassermassen konnten von den straßenbegleitenden Entwässerungsmaßnahmen nicht erfasst werden und so ergossen sich immer wieder Sturzbäche über die Fahrbahn. Dies brachte mit sich, dass immer wieder Teile der Straße von Erdmassen verschüttet waren. Der weitaus größte Erdrutsch hatte einen Teil der Fahrbahn in die Tiefe rutschen lassen. Während große Baumaschinen versuchten, gegen die Naturgewalten anzukämpfen, hieß es für uns, über eine provisorisch in den Berghang geschobene Umleitungspiste den noch intakten Straßenabschnitt zu erreichen. Auf den nächsten Kilometern änderte sich weder das Wetter noch die

Gefahrenlage bezüglich der Erdrutsche und umgestürzter Bäume auf die Fahrbahn. Aufgrund der Topografie gab es hier auch nur noch eine ständige Aneinanderreihung von Serpentina, die uns der Meereshöhe immer näher brachte.



Genau da, wo die Bergstrecke endete und sich vor uns die fruchtbare Ebene zwischen den Anden und dem Ozean auftat, endete auch das Unwetter. Die witterungsbedingten Verkehrsbehinderungen führten dazu, dass nun unser Terminplan für den heutigen Tag völlig überholt war. Mit über zwei Stunden Verspätung erreichten wir die Kreuzung, an der wir wieder auf eine der Autobahnen trafen, die Ecuador durchziehen. Hier herrschte ein tropisches Klima. Nun hatten wir die dritte Klimazone, die dritte der vier Welten von Ecuador nach Hochland und Amazonasbecken erreicht. Bananenplantagen reihten sich aneinander. Die noch grünen Bananenbüschel waren für den Export bereits an den Stauden mit Folie überzogen. Ecuador gehört weltweit zu den größten Bananenproduzenten. Wie auch in anderen lateinamerikanischen Ländern ist der Anbau von Bananen als Monokultur auf großen Plantagen typisch. Die wirtschaftliche Abhängigkeit von

den amerikanischen Gesellschaften Chiquita, Dole und Del Monte ist hoch, während den kleineren Unternehmen oft der Marktzugang verwehrt bleibt. Die einheimischen Plantagenarbeiter schufteten für einen Hungerlohn und sind darüber hinaus den chemischen Giften ausgesetzt, die die Bananen vor Verunkrautung und Schädlingen schützen sollen.

Diese Plantagen wurden im weiteren Verlauf durch Monokulturen mit Zuckerrohr oder Reisfeldern abgelöst. Je mehr wir uns der Großstadt näherten, umso dichter wurde die Bebauung im Umfeld der Fernstraße. Hochmoderne Architektur stand im extremen Gegensatz neben heruntergekommenen Holzhütten. Auf Straßenmärkten, von der Sonne geschützt unter den ausladenden Kronen riesiger Bäume, wurden frisch geerntete Agrarprodukte zum Kauf angeboten. Auf dem Mittelstreifen standen Straßenverkäufer und boten verschiedenste Waren feil. Langsam verdichtete sich der Verkehr und irgendwann waren wir mitten im Verkehrschaos einer Großstadt.



Im Feierabendverkehr erreichten wir die Vorstadt Duran. Diese war geprägt durch riesige Einkaufszentren, die sich an der Stadtautobahn aneinander reihten.

Die Einfahrt in die Großstadt Guayaquil erfolgte über zwei sehr lange Brücken, die mit einer Gesamtlänge von 2.825m den Babahayo und den Rio Daule überspannen. Beide Gewässer vereinigen sich etwas später zum Rio Guayas, der wiederum umgehend als Delta aus einem Geflecht von Nebenarmen seine Wassermassen in den Pazifik abgibt. Als erste Aufgabe galt es nun, unseren Mietwagen endgültig bei der Avis-Niederlassung am Flughafen von Guayaquil abzugeben. Die Einfahrt von der 8-spurigen Autobahn zur Mietstation war völlig unübersichtlich. So musste man nach einer Kehrtwende umgehend von der Mittelspur auf die Ausfahrt. Wir benötigten daher einen zweiten Anlauf, um auf das Gelände zu gelangen.





Wegen des Verkehrschaos und in Ermangelung einer noch gut zu erreichenden Tankstelle war der Tank des Toyotas nicht von uns aufgefüllt worden, was sich jedoch als kein allzu großes Problem darstellte. Die Mitarbeiter von Avis berechneten uns einen angemessenen Preis für das fehlende Benzin. Auch die Kontrolle des Wagens fiel recht unaufgeregt aus. Als Tourist ohne ausreichende Sprachkenntnisse des Urlaubslandes ist man in solchen Situationen doch immer etwas angespannt, auch nach den Erfahrungen bei Avis in Quito. Nach der Abwicklung aller Förmlichkeiten orderte man uns ein Taxi für den Transfer zu unserem Hotel.

Guayaquil ist die größte Stadt in Ecuador und als Tiefseehafen der wichtigste Ort für die Wirtschaft des Landes. Touristisch gilt Guayaquil als das Tor zu den Pazifikstränden und den Galapagosinseln. Das Viertel Las Peñas im Norden ist bekannt für seine zahlreichen farbenfrohen Häuser. Von Cafés und Kunstgalerien gesäumte Stufen führen auf den Hügel Santa Ana, auf dem sich eine gleichnamige Kapelle und ein Leuchtturm befinden. Von der Hügelkuppe bieten sich Ausblicke über die Stadt. Für all das hatten wir an diesem Tag jedoch keine Zeit und planten eine Stadttour für den Tag nach der Rückkehr von den Galapagosinseln.

Wie bei international agierenden Hotelkonzernen üblich, gab es beim Wyndham hier in Guayaquil eine ganze Armada von helfenden Händen, die uns unser Gepäck förmlich aus den Händen rissen und auf einem Gepäckwagen verstauten. Das Einchecken verlief dank digitaler Technik völlig papierlos. Für uns war auch bereits das Testergebnis des Covid-Tests aus Cuenca hinterlegt, den wir am nächsten Tag am Flughafen vorlegen mussten. Unser luxuriöses Hotelzimmer lag im fünften Stock, besaß eine bodentiefe Glasfront, welche den Blick über das davor liegende Flussdelta freigab.

Von einer Sightseeingtour mussten wir, wie bereits angemerkt, aufgrund der fortgeschrittenen Zeit absehen und so blieb nur ein Spaziergang auf der Promenade entlang des Ufers des Rio Guayas. Unser Dinner nahmen wir dann, etwas erschöpft von der anstrengenden Anreise, auf der Terrasse des hervorragenden Restaurants Río Grande des Hotels ein. Die Preise waren passend zu dem hochwertigen Ambiente und der Internationalität gestaltet und bewegten sich in der Spanne, wie man sie von europäischen Metropolen kennt.

Der erste morgendliche Blick aus dem Fenster auf dem Strom machte uns deutlich, dass das Wasser der Niederschläge des Unwetters an den Andenflanken inzwischen am Meer angekommen war. In der trüben Bräue schwammen zwischen Büschen und Ästen ganze Urwaldbäume in Richtung des Pazifiks.

Das Angebot an dem Frühstücksbuffet war wirklich international und auch mit Produkten für viele Allergiker gut sortiert. Lediglich die viel zu niedrig eingestellte Klimaanlage machte das Verweilen etwas unangenehm. Die großen Koffer deponierten wir im Hotel, checkten aus und wurden kurz darauf höchstpersönlich vom Chef der Niederlassung von Latintours hier in Guayaquil abgeholt und zum Flughafen chauffiert.



## Santa Cruz

Mit kleinem Gepäck am Flughafen angekommen, galt es, die Einreiseformalitäten für den Flug auf den Galapagos Archipel zu erledigen. Das Einchecken über die bereit stehenden Terminals funktionierte selbst unter Mithilfe von Jorge von der Reiseagentur nicht. So organisierte er das Einchecken an einem der Schalter. Danach wurden unsere Impfnachweise und das negative Testergebnis in Augenschein genommen, ebenso wie unsere Ausweispapiere. Natürlich war auch noch ein Einreiseformular auszufüllen, obwohl wir nicht das Land wechselten, welches pro Person mit 20,- US-Dollar in Rechnung gestellt wurde. Wir verabschiedeten uns von Jorge, der uns zusagte, uns nach der Rückkehr von den Inseln wieder am Aeropuerto Internacional José Joaquín de Olmedo abzuholen.

Wir starteten mit einem Airbus A 319, von denen sich vier im Besitz der LATAM Airlines Ecuador befinden, über den Pazifik zu unserem nächsten Ziel. Die LATAM Ecuador ist ein Tochterunternehmen der größten lateinamerikanischen Fluggesellschaft mit Sitz in Brasilien, insoweit also vertrauenswürdig. Entsprechend der weltweiten Ausrichtung der Fluggesellschaften Serviceleistungen ein-zuschränken, um dafür die eigentlichen Flugpreise senken zu können, waren alle Dienstleistungen während des Fluges kostenpflichtig. Es gab auch ein Unterhaltungsprogramm, das jeder Fluggast mit seinem mobilen Endgerät per WLAN empfangen konnte, aber auch dafür hätte man die Kreditkarte zücken müssen.

Die 1.200 Kilometer über den Pazifik waren in ereignislosen zwei Stunden zurückgelegt, als wir die ersten der Inseln durch das Flugzeugfenster im Meer auftauchen sahen. Es dauerte dann noch etwas, bis wir zur Landung auf der Insel Baltra ansetzten. Diese kleine Insel ist der gut erschlossenen Insel Santa Cruz nördlich vorgelagert und diente über viele Jahrzehnte als Militärstützpunkt der

Amerikaner und später der ecuadorianischen Luftwaffe. Nun ist die Piste mit ihren wenigen Funktionsgebäuden das Tor für die Touristen zu der einzigartigen Natur auf Galapagos und eine wichtige Drehscheibe für die hiesige Bevölkerung.

Direkt nach der Ankunft auf den Galapagos Inseln mussten wir die Nationalparkgebühr von U\$ 100 pro Person in bar zahlen. Da wir diese Information bereits vor unserer Abreise in Deutschland erhalten hatten, hatte ich die Summe abgezahlt griffbereit. Die Einnahmen aus den Galapagos-Nationalpark Gebühren werden genutzt, um die Erhaltung der Flora und Fauna auf den Inseln und im umliegenden Meer zu finanzieren und die Inselgemeinschaft dabei zu unterstützen, die Grundversorgung zu verbessern und pädagogische Projekte, Sport, Gesundheit und Projekte zur Verbesserung der Umwelt und des Tourismus zu fördern.

Edison Jaya, unser lokaler Ansprechpartner, empfing uns wie üblich mit einem Schild, auf dem unsere Namen standen. Er begrüßte uns überschwänglich und begann sofort in einem Redeschwall uns zu erklären, wie es jetzt weitergehen würde. Um dies einigermaßen zu verstehen, mussten wir ihn ein wenig bremsen. Jedenfalls ging es nicht, wie wir eigentlich annahmen mit einem Auto weiter zu unserem Hotel, sondern wir stiegen mit allen anderen Fluggästen in einen der bereitstehenden Busse. Auf dem Weg zur Anlegestelle der Fähre, die uns auf Santa Cruz bringen würde, kamen wir an den Ruinen der ehemaligen Militäranlage vorbei. Am Fährhafen angekommen, entdeckte ich in der Ferne bereits den ersten Leguan, für die diese Inseln unter anderem bekannt sind. Auf Grund der Entfernung war das Tier für mich jedoch nur schemenhaft erkennbar. Näher heran kamen wir an die Pelikane, die in der Bucht auf der Jagd nach Fischen waren. Zur Sicherheit



wurden wir mit Schwimmwesten ausgestattet, während sich Edison um den Transport unseres Gepäcks kümmerte.

Die Fährboote waren so eine Art Stadtbus auf dem Wasser. Neben den Sitzbänken fand das Gepäck irgendwo im Heck des Kahn's Platz. Die Überfahrt dauerte wohl keine zehn Minuten. Als wir unsere Füße auf Santa Cruz setzten, war es später Vormittag und vor uns lag das Tagesprogramm, das Edison für uns zusammengestellt hatte. Vorbei an faul herumliegenden Seebären erreichten wir Edisons Pickup, mit dem wir uns umgehend auf die Weiterreise in den südlichen, bewohnten Bereich der Insel machten. Eine einzige Straße, der Santa Cruz Highway, verband die Fähration mit den wenigen Dörfern der Insel. Noch bevor wir den ersten Ort Bellavista erreichten, bog Edison von der Hauptstraße ab, um über Feldwege zu einer Ranch zu gelangen, an der wir unser Mittagessen einnehmen konnten. Auf der Straße hatten wir bereits Warnschilder mit aufgedruckten Riesenschildkröten gesehen.

Nun sahen wir die mächtigen Tiere aus nächster Nähe. Diese Ranch beherbergt auf ihrem weitläufigen Gelände zahlreiche ausgewachsene Galapagos-Schildkröten. Mit Edison machten wir uns auf eine kleine Entdeckungstour und konnten dabei einiges über die Tiere erfahren, ihnen beim Fressen und beim im Matsch suhlen zuschauen. Die wechselwarmen Reptilien nutzen dabei das Matschbad, um ihre Körpertemperatur abzukühlen. Wir versuchten dies mit gekühlten Getränken zu unserem landestypischen Mittagsgemisch. Überraschend war allerdings, dass das Früchtedessert in original deutschen Weck-Gläsern gereicht wurde.

Auf der Ranch waren wir bereits darüber verwundert, dass das Areal nicht eingezäunt war und tatsächlich können die Schildkröten hier ihren Aufenthaltsort selbst bestimmen. So trafen wir auf ein kopulierendes Paar Riesenschildkröten direkt am Straßenrand der Hauptstraße unweit der Ranch. Weniger spektakulär, aber zu der Geologie der



Inseln gehörend, war der Lavatunnel, den wir anschließend besuchten. Diese Tunnel entstanden, als das flüssige Magma an der Oberfläche abkühlte und sich verfestigt, während darunter das Magma weiterfloss.

Über Bellavista erreichten wir Puerto Ayora. Edison hatte uns inzwischen vieles über die Insel, seine Bewohner, die Natur, die Historie und über seine Familie erzählt. Mit das wichtigste bei den Erzählungen war der Hinweis, dass seine Frau Rosa ein Restaurant betreiben würde, in dem wir hervorragend Fisch essen könnten. So erreichten wir, nicht ohne einen kurzen Abstecher zur besagten Gastronomie zu machen, das Ikala Hotel.

Für diesen Nachmittag war eine Wanderung zur Tortuga Bay vorgesehen und so blieb uns nur wenig Zeit, unser Zimmer zu beziehen, uns frisch zu machen und für den Strandspaziergang zu präparieren. Neben der Möglichkeit die knapp drei Kilometer bis zum Strand zu wandern, hätten wir auch ein Boot für 10,- US\$ chartern können. Wir zogen die Wanderung vor. Auch wenn es vom Hotel bis zum Spazierweg zur besagten Bucht nicht sehr weit war, ließ Edison sich nicht davon abbringen, bis dorthin mit seinem Wagen zu fahren. Ab dem Parkplatz ging es über einige Treppenstufen hinaus auf eine Art natürlichen Deich, der auch vulkanischen Ursprungs ist und der Stadt Schutz vor Sturmfluten und Tsunamis bietet. Für den Zivilschutz waren auch an vielen zentralen Punkten der Insel Hinweisschilder aufgestellt, auf denen angegeben war, auf welchem Niveau man sich befand, sollte eine Tsunami-Warnung ausgerufen werden.

Bisher war es die dünne Höhenluft, die uns beim Treppensteigen und Wandern den Atem nahm, hier war es die tropische Hitze und die gnadenlos scheinende Äquatorsonne. Riesige Kakteen säumten den aus Verbundsteinpflastern angelegten Weg. Dabei gab es zwei Sorten dieser stacheligen Gewächse: die Galapagos-Säulenkakteen, die

schnurstracks gegen den Himmel wachsen und sich selten verzweigen, sowie die Galapagos-Feigenkakteen aus der Familie der Opuntien mit ihren verzweigten, ovalen Triebabscnitten.

Während Edison leichtfüßig voran ging, obwohl er nach seiner Aussage jede Form von Sport mied, setzte uns das Klima etwas zu. Nach etwas über einer halben Stunde erreichten wir das Meer. Schon gleich fielen uns in der Entfernung schwarze Kreaturen auf, die auf dem Weg von der Brandung zum weißen Sandstrand waren. Es war diese Art von Wasserleguanen, die mit ihrem urzeitlichen Aussehen so sehr an Dinosaurier erinnern, dass eine direkte Verwandtschaft der Arten sicher scheint. Ohne Scheu setzten die Tiere ihre Wanderung fort, auch als wir immer näher an sie herankamen. Nach ihrer Suche nach Fressbarem im Meer waren sie nun auf dem Weg zu den Felsen und Lavasteinen, um Wärme zu tanken, um danach im Schatten unter den Mangroven zu entspannen, wenn die richtige Betriebstemperatur wieder erreicht war.





Überall im Sand fanden wir deren typische Spuren: eine Schlangenlinie von ihrem Schwanz in den Sand gezeichnet und rechts und links daneben die Abdrücke ihrer mit langen Krallen bewehrten Füße. Für Fotografen eine tolle Situation. Die Wildtiere präsentierten sich im Sonnenlicht völlig ohne Furcht und mit einem Anschein von Eitelkeit.

Der Strand zog sich über eine sehr weite Strecke. Während überall die Leguane anzutreffen waren, gab es nur einen Bereich, in dem vorwiegend die Dorfjugend badete und entgegengesetzt ein Areal, in dem Surfer ihr Glück mit den Wellen versuchten. Selbst wenn es auf den Abend zugeht, war die Luft auf dem Rückweg immer noch unerträglich heiß.

Natürlich besuchten wir am Abend Rosas Grillrestaurant. In der entsprechenden Gasse reihten sich diese Art von Gastronomie aneinander. Oft war gar nicht ersichtlich, welche der bis auf die Straße stehenden Stühle und Tische zu welchem der zahlreichen Restaurants gehörten. Lautstark wurden die Spezialitäten angepriesen und auch die Fänge des Tages am Straßenrand auf Tischen präsentiert.



Besonders beeindruckend, jedoch für uns nicht besonders Appetit anregend, waren die Brujo, die nur hier vorkommenden Skorpionfische. Fünf dieser roten Meeresbewohner mit ihrem stachelbewehrten Rückenkamm schauten uns mit ihren riesigen Glupschaugen entgegen. Wohl-

wissend, dass die Tiere bereits tot waren und nur noch darauf warteten, über der glühenden Holzkohle zu einem leckeren Mahl zubereitet zu werden, verschafften sie uns doch ein eher ablehnendes Gefühl. Wir entschieden uns bei Rosa für ein weitaus unspektakuläres Fischfilet und erhielten dazu frische Säfte in Weizenbiertgläsern.

Zum Abschluss unseres ersten Tages auf Galapagos unternahmen wir noch einen Spaziergang zum Hafen. Auf dem Steg und ganz besonders gerne auf den Sitzbänken hatten es sich etliche Seelöwen bequem gemacht und ließen sich dabei nicht von den flanierenden Touristen aus der Ruhe bringen. Diese wiederum waren eher von den Haifischen angetan, die im künstlich beleuchteten Wasser unter dem Steg ihre Kreise zogen.



## Bartholome

Unser Hotel Ikala lag recht zentral in dem kleinen Hafentort Puerto Ayora. Trotz der Nähe zum Zentrum hatte es in einer der Nebenstraßen eine sehr ruhige Lage. Das Hotel war umgeben und im Schatten von vielen blühenden Bäumen und somit fühlte man sich der Natur sehr nah, es war gebettet im Grünen eine Oase im Zentrum der Stadt. Auch baulich hatte das Hotel einen besonderen Charme: ein moderner Baustil mit einem gewissen Maß an Luxus und das realisiert mit natürlichen Baustoffen. Trotz der Professionalität war es insgesamt recht familiär. Dafür sorgte die überschaubare Größe und vorwiegend die Chefin des Hauses und das von ihr geschulte Personal.

Das Frühstück gab es auf der teilweise verglasten Dachterrasse mit Ausblick auf den Yachthafen. Im Angebot natürlich wieder frisch gepresste, köstliche Obstsäfte und ein Frühstücksbuffet mit internationaler Auswahl. Auf Großbildschirmen lief unaufdringlich ein Werbefilm über die Galapagosinseln und gab uns einen Vorabdruck aus das, was uns noch erwarten würde. Dass in diesem offiziellen Trailer ausgerechnet unser Hotel als ideale Unterkunft für eine Reise auf den Archipel gezeigt wurde, machte die Chefin besonders stolz. Auch hier auf Galapagos galten die Vorsichtsmaßnahmen bezüglich der Covid-Pandemie. Es standen Spender mit Desinfektionsmittel bereit und Maskenpflicht galt in den geschlossenen Aufenthaltsräumen.

Mit einem lockeren Baustil hatte der Architekt erreicht, dem Hotelgebäude eine besondere Leichtigkeit zu geben. Durch eine offene Halle zwischen den im ersten Obergeschoss verbundenen Gebäudeteilen erreichten wir einen tollen Pool mit Bar und vielen Ruhemöglichkeiten. Weiterhin standen den Gästen jederzeit einige moderne Fahrräder für Ausflüge zur Verfügung. Wir hatten jedoch ein so dicht gepacktes Programm, dass wir weder Fahrräder noch den Pool nutzen konnten.

Als Treffpunkt für die heutige Exkursion zu der Insel Bartolomé war uns von Edison die Bushaltestelle bei der Kirche genannt worden. Mit dieser Auskunft sollte das Unterfangen kein Problem darstellen. Für Deutsche typisch waren wir bereits etwas vor der Zeit da. Von einem Reiseführer, wie von Edison angekündigt, war keine Spur zu sehen. Verschiedene Busse standen verstreut in den Straßen rund um die Kirche. Das Einzige, was wir noch wussten, war, dass wir mit der Sea Lion Yacht unterwegs sein würden.

Mit Hilfe von netten Inselbewohnern fanden wir dann nach einiger Suche den passenden Bus. Kein Reiseführer, sondern nur ein angegammeltes Schild mit dem Namen des Bootes steckte hinter der Windschutzscheibe und gab uns den entsprechenden entscheidenden Hinweis. Immerhin wurde die Anwesenheit aller gebuchten Gäste überprüft, nachdem wir eingestiegen waren und im halb gefüllten Bus einen Platz eingenommen hatten. Als auch die letzten von der Liste eingetroffen waren, starteten wir wieder in Richtung des Fährhafens im Norden.

Mit in der Reisegruppe waren unter anderem eine Familie aus Peru, die teilweise auf deutsche Wurzeln zurückblicken konnte, sowie ein Pärchen aus den USA, die exakt dem in Deutschland oft vorherrschenden Bild von Amerikanern entsprach. Er mit Muscleshirt und Baseballcap, sie sicherlich chirurgisch etwas aufgepimpt, über die Maßen geschminkt, mit überdimensionaler Sonnenbrille ausgestattet und beide andauernd mit ihren Mobiltelefonen beschäftigt.

Etwas weiter von der Anlegestelle der Fähren lagen zahlreiche Yachten vor Anker. Mit einem Gummibeiboot wurden wir jeweils zu viert zur Sea Lion gebracht. Dafür hatte wieder jeder eine Schwimmweste erhalten, die wir glücklicherweise auf der Yacht ablegen durften. Diese



hätte sicher die junge Amerikanerin beim Intensivsonnen gestört. Über uns flogen zahlreiche Fregattvögel, deren einzigartige Silhouetten sich gut vor dem blauen Himmel abzeichneten. Dicht über der Wasseroberfläche flogen Pelikane oder paddelten gemütlich um die vor Anker liegenden Schiffe. Nach den üblichen Sicherheitsbelehrungen wurde der Anker gelichtet und die Seereise begann. Zur Sicherheit hatte ich mir trotz der ruhigen See einen Kaubonbon gegen Reisekrankheit in den Mund geschoben.

Eine Fahrt von über zwei Stunden lag vor uns und so hatten wir reichlich Zeit, das Meer, den Himmel und die Küste nach irgendwelchen Besonderheiten abzusuchen. Vor uns erschienen am Horizont die Isla Dafne mayor und ihre kleine Schwester. Zuerst dachten wir, diese wären unser Ziel. Ein Blick auf die Karte verriet jedoch, dass die beiden Eilande erst auf der Hälfte der Strecke lagen. Eine dunkle Stelle im sonst so türkisfarbenen Meer zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Was würde da wohl im Wasser treiben, fragten wir uns. Erst im letzten Moment, als die Yacht nur einige Meter an dem Fleck vorbei kreuzte, erkannten wir, dass es sich um drei Meeresschildkrötenmänner handelte, die gerade versuchten, ein entsprechendes Weibchen zu begatten. Was da genau vor sich ging, wurde uns erst später klar, als wir genau dieses Verhalten bei einem Vortrag im Forschungszentrum erklärt bekamen. Die Inaugenscheinnahme des damals entstandenen Fotos bestätigte dann unsere Interpretation.

Als wir die Insel Bartholomé fast erreicht hatten, wurde uns mitgeteilt, dass wir zuvor ein erkaltetes Lavafeld auf der direkt daneben liegenden Insel Santiago besuchen würden. Der Kapitän ließ den Anker fallen und wir wurden mit dem Beiboot zur Küste gebracht. Die Inseln sind bekanntlich alle vulkanischen Ursprungs. Deren Entstehung erfolgte in unterschiedlichen Erdzeitaltern bis in die heutige Zeit. Das Lavafeld, welches wir nun betraten, war mit einem Alter von rund einhundert Jahren nahezu

noch jungfräulich. Die Strukturen des seinerzeit flüssigen Magmas waren noch exzellent sichtbar und noch nicht verwittert. Wie ein dickflüssiger Brei hatte sich dieses damals über die Landzunge ins Meer geschoben. Auf dieser Fläche würde sich in den kommenden Jahrhunderten eine fruchtbare Ebene entwickeln, bekamen wir erklärt.

Mit dem Beiboot wurde nun übersetzt auf die Insel Bartolomé. Unsere Yacht ankerte inzwischen weit ab von der Küste. Die Besonderheit dieser recht kleinen Insel war eine Felsformation mit dem Namen Pinnacle Rock. Dies ist eine Felsnadel, die in der Sullivan Bay, einem Kanal, der Bartolomé von der nahe gelegenen Insel Santiago trennt, in den Himmel ragt. Dabei ist sie um zirka 15 Grad in Richtung des Meeres geneigt und hat eine fast dreieckige Grundfläche. Der Fels ist Teil eines heute weitgehend erodierten vulkanischen Deiches, der einst die beiden Inseln verband. Es gibt wohl kein Urlaubsmagazin mit den Galapagos-Inseln, in dem kein Foto der Felsnadel abgedruckt ist.



Doch bevor wir die Anlegestelle mit dem Beiboot erreichten, lenkte unser Guide unsere Blicke auf einen schwarzweißen rabengroßen Vogel an der steinigen Küste. Tatsächlich saß einer der extrem seltenen Galápagos-Pinguine zwischen den schroffen, schwarzen Basaltfelsen. Mit einer Population von wenig über 1.000 Tieren ist diese Art vom Aussterben bedroht. Ihr Überleben hängt maßgeblich von der zukünftigen Klimaentwicklung ab. Sollten aufgrund des El-Nino-Effekts die nährstoff- und somit fischreichen Meeresströmungen in Zukunft mehrfach ausbleiben, hätte dies die Auslöschung der Pinguinpopulation auf Galapagos zur Folge. Massive Bestandsrückgänge gab es bereits zweimal in den 1970ern und 1980ern Jahren.

Nachdem alle Bootsinsassen den Pinguin abgelichtet hatten, erreichten wir den Anleger. Dort wurden wir von zahlreichen Roten Klippenkrabben in allen Größen empfangen. Diese farbenprächtigen Tiere sind überwiegend in rot gefärbt mit blauen und gelben Mustern. Sie ließen sich auch sehr gut fotografieren, während wir auf die Ankunft der nächsten Ladung Touristen warteten.



Als alle angekommen waren, hieß es für uns, über eine Holzterrasse mit 375 Stufen den Vulkangipfel zu erklimmen. Zwischendurch boten Plattformen die Möglichkeit, sich etwas zu erholen, Schnellere vorbei zu lassen oder auch die Landschaft zu betrachten.

Wobei der Ausblick von der obersten Plattform schon etwas Besonderes hatte. Wir schauten auf ein tiefblaues Meer, dessen Farbe sich in Inselnähe in ein helles Türkis wandelte. Dazu im Kontrast die schwarzen Lavafelsen von Santiago und direkt vor uns der gelbleuchtende Sandstrand mit einem Rand aus grüner Vegetation, in dessen Zentrum die Felsnadel in den Himmel ragte. Während die Amerikaner unentwegt Selfies schossen oder sich vom Guide ablichten ließen, hatten die Kinder der Peruaner Spaß daran, möglichst vor allen anderen den Gipfel zu erreichen. Letztlich nahmen auch wir das Angebot des Guides an, ein Foto von uns vor der hinreißenden Kulisse zu machen. Das Problem dabei war nur, eine Position zu finden, auf der der Pinnacle Rock und wir beide zu sehen waren, jedoch keiner der beiden Amerikaner.

Auf der Rückfahrt machte der Kapitän noch einen kleinen Abstecher zu einer Grotte. Dort hatte er während seiner Wartezeit einen weiteren Pinguin entdeckt, den er uns nun aus möglichst geringer Entfernung zeigte. Dabei musste ich feststellen, dass es gar nicht so einfach ist, selbst mit einer guten Ausrüstung einen schwarzweißen Pinguin in dunkler Grotte aus schwarzem Gestein von einem schwankenden Schiff aus zu fotografieren.

Den Tag beendeten wir nach einem Abendessen in einem Restaurant am Pier mit einem abendlichen Rundgang durch Puerto Ayora und den dortigen Geschäften.



## Pinzón

Neben der Flora und Fauna auf den Inseln ist es eben auch das Leben unter Wasser, welches hier im Galapagos Archipel einzigartig ist. Daher waren auch zwei Tage für Schnorchelausflüge eingeplant. Diese sollten mit der Yacht „Meine Steffi“, man beachte den deutschen Namen, durchgeführt werden. Dazu machten wir uns am Morgen zu Fuß zu dem Büro des Anbieters. Wieder waren wir scheinbar viel zu früh. Nach einer Weile gesellte sich ein weiteres Paar zu uns, um darauf zu warten, dass die Exkursion starten würde. Irgendwann erschien dann auch der smarte Inhaber des Unternehmens, der auch für heute unser Guide war. Bis zu diesem Zeitpunkt lagen wohl nur wenige Anmeldungen für den heutigen Tag vor und er versuchte, noch weitere Urlauber zu erreichen. Dies gelang auf seltsame Weise tatsächlich und die Abfahrt verschob sich daher noch, bis die kurzentschlossenen Gäste dazu stießen. Erst jetzt war wohl der Tagestrip für die Crew wirtschaftlich.

Die entstandene Wartezeit nutzen wir, passende Flossen, Tauchanzüge und Masken auszuwählen und anzuprobieren. Ebenfalls erhielten wir erste Informationen zu dem Ablauf des Tages von unserem Guide Yazmany Pachay. Bei der Frage, ob ich eine Schwimmweste benötigen würde, war ich mir etwas unsicher, da ich erstmals zwei Jahre zuvor auf der indischen Inselgruppe der Andamanen im Golf von Bengalen geschnorchelt hatte und per se kein guter Schwimmer bin. Aufgrund der Aussage, dass wir uns nur im flachen Wasser aufhalten würden, war ich mutig und verzichtete auf das Hilfsmittel.

Unser Tagesziel war bereits in den Reiseunterlagen, die wir in Deutschland erhalten hatten, aufgeführt. Die unbewohnte Isla Pinzon zwischen Santa Cruz und Isabella gelegen, gilt als ideales Areal zum Schnorcheln. Auf der Insel

selbst lebt die seltenste Art der Riesenschildkröten. Lange Zeit war deren Bestand nur durch künstliche Züchterfolge gesichert. Nach über einhundert Jahren konnten im Jahr 2014 erstmals wieder Bruterfolge in freier Wildnis nachgewiesen werden. Um diesen Erfolg zu erreichen, wurden in den vergangenen Jahren Tausende eingeschleppter Ratten mit einem speziellen Mittel vergiftet. Damit war man bereits auf anderen Inseln erfolgreich. Aber unser Ziel lag diesmal unter Wasser.

Vom Pier wurden wir mit Wassertaxis zu der Yacht „Meine Steffi“ gebracht. Die Wassertaxis werden gerne von Touristen und Einheimischen benutzt, um zu abseitsgelegenen Hotels oder Stränden zu gelangen. An Bord wurden wir von dem Kapitän, einem jungen Bootsmann und dem Koch empfangen. Dass es einen Küchenchef auf der Yacht gab, erstaunte uns. Am Vortag mussten wir mit einer Luncheonbox vorlieb nehmen.

Die Reisegesellschaft bestand zumeist aus jungen Erwachsenen aus den unterschiedlichsten Teilen der Welt. Neben einem älteren Chinesen, der wohl seit langem in den USA lebte, galten wir zu den Senioren an Bord. Noch im Hafen bot sich den Anwesenden das erste Fotomotiv, eine der seewassertauglichen Echsen schwamm völlig entspannt an unserer Yacht und zwischen den anderen Booten vorbei. Die drei Außenbordmotoren beschleunigten das Boot und schnell hatten wir die Hafenumole hinter uns gelassen. Yazmany beteuerte in diesem Zusammenhang, dass es im gesamten Nationalparkbereich der Galapagosinseln eine Geschwindigkeitsbeschränkung für Wasserfahrzeuge aller Art gäbe und sie sich immer daran hielten. Der Wellengang war auch an diesem Tag erträglich und wir nutzten die Zeit, die Sonne zu genießen und auf dem Deck zu entspannen.



In der Nähe eines aus dem Meer ragenden Felsen, dessen Name mit „Isla Sin Nombre“ in den Seekarten angegeben ist, bremste der Kapitän das Boot ab und ging vor Anker. Als erster Programmpunkt stand nun Hochseeangeln an. Während die Crew die Angeln bereit machte, hatten wir die Möglichkeit, Robben an den steil ins Meer abstürzenden Felsen bei ihren Klettermanövern zu beobachten. Die Hoffnung, mittels der Angeln ein auskömmliches Mahl zu fangen, wurde nach einiger Zeit zerschlagen.

Eine seichte Meerenge zwischen der Insel Pinzon und einigen vorgelagerten Felsen bot uns die besten Voraussetzungen, um zu schnorcheln. Die Felsen hielten den Wellengang ab und durch das klare Wasser konnten wir vom Boot bis auf den Grund blicken. Schon ohne ins Meer zu steigen, sahen wir die ersten bunten Fische. Nun wurde

es ernst. Bestückt mit Flossen und Taucherbrille, mit Schnorchel und im Taucheranzug, der uns vor dem Auskühlen schützen sollte, glitt einer nach dem anderen ins kühle Nass. Um das Ganze auch fotografisch festzuhalten, hatte ich eine wasserdichte Actioncam älteren Baujahrs dabei und Yazmany versprach, Bilder, die er während der Tauchgänge mit seiner Gopro Hero 6 black machen würde, in den nächsten Tagen uns digital zukommen zu lassen.

Nachdem wir wenige Meter von der Yacht entfernt waren, gelangten wir in einen großen Schwarm von Galapagos-Doktorfischen. Bei dieser an sich blauen Art sticht der knallgelbe Schwanz mit unglaublichem Kontrast hervor. In dem Schwarm schwammen vereinzelt auch noch andere Arten mit. Schon bald danach erhielten wir von Yazmany das Handzeichen, unsere Blicke dem Meeresbo-



den zuzuwenden. Dort waren vier Weißspitzen-Riffhaie vereint. Die Nachtjäger hatten sich wohl diesen Platz für ihren Tagesschlaf ausgewählt. Er selbst tauchte direkt bis zu den Haien, um uns zu beweisen, dass wir keine Furcht von den Raubfischen haben mussten.



Teile des Meeresbodens bestanden aus feinem, hellen Sand und andere Bereiche waren von schwarzen Lavafelsen überzogen. Zwischen solchen Gesteinsbrocken entdeckte ich eine grüne Meeresschildkröte, die dort gemütlich graste. Vor Aufregung bekam ich meine Kamera überhaupt nicht zum Laufen und inzwischen hatte mich auch dieses recht große Tier entdeckt und schwamm ungeniert auf mich zu. Rückwärtsschwimmen mit Taucherflossen und ohne jegliche Übung war völlig ausgeschlossen. Alle Versuche, der Meeresschildkröte aus dem Weg zu schwimmen, scheiterten und ich gab sicher ein besonders unbeholfenes Bild ab, als ich mit Händen und Füßen rudernd im recht flachen Wasser ein Ausweichmanöver versuchte. Bei der Einweisung hatte uns Yazmany eingebläut, immer zwei Meter Sicherheitsabstand zu den Tieren einzuhalten. Dies wusste die Schildkröte offensichtlich nicht und schwamm letztlich wenige Zentimeter von mir entfernt vorbei, um dann mit zwei Flossenschlägen zu beschleunigen und schnell Abstand zu gewinnen. Dabei war das eigentlich eher träge aussehende Tier überraschend agil.

Nachdem die Suppenschildkröte, so deren historischer Name, dessen Ursprung leider sehr eindeutig ist, verschwunden war, musste ich mich erst einmal neu sortieren. Langsam hatte ich mich wieder in die Horizontale gebracht und konnte auch wieder einigermaßen regelmäßig durch den Schnorchel atmen. Am Meeresboden gab es nun einen Stachelrochen zu sehen, der sich halb mit Sand bedeckt hatte, während einige für Korallenriffe typische Drückerfische vorbeischwammen. Ebenso waren verschiedene Arten von bunten Papageifischen unterwegs. Blau oder orange mit blauen Streifen waren es nicht die Farben, die ihnen den Namen gaben, sondern die schnabelartigen Zähne, mit denen sie Algen, abgestorbene Korallenteile oder hartes Gestein von den Riffen beißen.

Völlig schwarz und seitlich nur mit drei weißen Punkten versehen kamen einige Riffbarsche daher und beäugten mich neugierig. Während ich nur durch Yazmanys Hilfe einen Büschelbarsch, der sich bis auf seine blau leuchtende Zeichnung gut getarnt zwischen den Felsen vor Fressfeinden versteckt hielt, entdecken konnte.





Gesteigert wurde das Schwamerlebnis, als wir uns inmitten eines riesigen Schwarms von Kalifornischen Engelfischen wiederfanden, die auch gerne Kaiser von Mexiko genannte werden. Diese farbenprächtigen Fische werden in Europa sogar für große Aquarien zum Kauf angeboten. Bei einem Marktpreis von 300 € schwammen wir inmitten eines unglaublichen Vermögens. Ebenso viele silbergraue Schnapper mit ihren riesigen Augen bildeten einen weiteren Schwarm. Dabei verhielten sie sich, wie wir es von Tierschwärmen kennen. Ohne ersichtlichen Anlass wechselten alle Tiere des Schwarms plötzlich ihre Richtung, als ob sie von einem Dirigenten geleitet würden. Ebenso verhielten sich die Gelbstreifen Grunzer, die vom Körperbau den Schnappern ähnelten, jedoch wie deren

Namen schon sagt, längs gestreift waren. Nur vereinzelt aber umso schneller waren Schweinslippfisch in der Bucht unterwegs. Neben Fischen gab es auch verschiedenste Seesterne zu sichten. Dabei variierten sie sowohl in der Form als auch in der Farbe.

Viel zu schnell ging unsere Zeit in der Meerenge zu Ende. Fast zwei Stunden waren wir nun am Schnorcheln und als wir über die Leiter die Yacht erklommen, merkten wir schon, dass wir diese Bewegungsabläufe nicht gewohnt waren. Auch kroch trotz der Tauchanzüge langsam die Kälte in unsere Körper. Einer der jungen Touristen bemerkte erst jetzt, dass er sich die Haut an beiden Beinen an den Korallen oder Felsen aufgerissen hatte und heftig blutete. Der Bootsmann versorgte ihn, trocknete die Wunden und

desinfizierte diese. Daneben hatte er auch noch rotglühende Sonnenbrände an Armen, Schultern und Waden. Beide Probleme lagen daran, dass er bevorzugt hatte, mit seinem eigenen, kurzen Tauchanzug ins Wasser zu gehen.



Unser Koch Daniel hatte die Zeit intensiv genutzt und in seinem recht beengten Bereich ein köstliches Mahl zubereitet. Die Tische waren eingedeckt und so fühlte man sich wie auf einem Luxusliner, als das Mittagessen serviert wurde. Auf Porzellantellern gereicht gab es Salat, Kartoffeln, Reis und reichlich frisch gegrillten Fisch. Natürlich hatte Daniel auch noch ein erfrischendes Dessert gezaubert. Gut, dass wir das Schnorcheln bereits hinter uns hatten und nicht mehr ins Wasser mussten.

Der Kapitän steuerte nach dem Essen wieder die Insel Santa Cruz an. Bevor wir jedoch in den Heimathafen der „Meine Steffi“ einliefen, lag noch ein Landgang an. Wir ankerten vor dem Strand La Fé und wurden mit dem Beiboot an den Strand gebracht. Diesmal war es ein „Wet Landing“, also mussten wir vom Schlauchboot ins knie-

tiefe Wasser springen und die letzten Meter zum Strand waten. Eine der jungen Frauen hatte ihre Badelatschen nicht dabei und bat daher Yazmany, sie an den Strand zu tragen, was dieser sogar mit einem Lächeln auf den Lippen machte.

Der abgelegene Strand bot eine zauberhafte Kulisse mit einer Leguankolonie, Roten Klippenkrabben und einer tosenden Brandung. Dazu entdeckten wir einen Blaufußtöpel, der sich liebend gerne fotografieren ließ. Im Gegensatz dazu versteckte sich ein junger Seelöwe vor den neugierigen Augen und Objektiven der Touristen. Da es auf den Abend zugeht, schwammen die Meerechsen von ihren Weidegründen im Meer zurück ans Land. Diese urzeitlich aussehenden Tiere ernähren sich von Algen, die unter Wasser gedeihen. Die heimkehrenden Leguane kamen wie auf einer Perlenkette aufgereiht entlang der felsigen Küstenlinie geschwommen, um dann am Strand durch die Brandung an Land zu gehen.

Dank unseres Guides Yazmany ging nun für uns ein wunderbarer, unvergesslicher Tag zu Ende. Aber wir hatten noch einen zweiten Tag mit ihm, seiner Crew und seiner Yacht vor uns, auf den wir uns schon jetzt freuten.





## North Seymour

Auf dem Weg zur Frühstücksterrasse merkten wir jeden Muskel, den wir beim Schnorcheln am Vortag genutzt hatten. Glücklicherweise stand uns ein Landausflug bevor. Treffpunkt war an der Kirche, wie zwei Tage zuvor. Diesmal wussten wir, worauf wir achten mussten und fanden den entsprechenden Bus sofort, der uns zur Yacht Sea Lion bringen sollte, die im Norden der Inseln stationiert war. Die Strecke und das Prozedere des Einschiffens mit Rettungsweste und Sicherheitshinweisen kannten wir inzwischen auch.

Zuerst machten wir einen Abstecher zur Black Turtle Cove, einer Lagune im Norden der Insel Santa Cruz. Auf den Inseln gibt es eine kleine Kolonie Kuba-Flamingos und hier in dieser Lagune gingen diese Flamingos nach den Erfahrungen unseres Guides gerne auf die Jagd nach Krebstierchen. Tatsächlich konnten wir einen dieser hier seltenen Artgenossen bei der Nahrungssuche beobachten. Er durchsiebte mit seinem Schnabel das Wasser nach Nahrung, hob nur selten seinen Kopf und nur für kurze Zeit aus dem Wasser.



Die Bootsfahrt ging weiter vorbei an Baltra, der Insel mit dem Flughafen und weiter nach Norden. North Seymour ist als unbewohntes Eiland ein reines Naturschutzgebiet. Die hier angelegten beziehungsweise markierten Wege dürfen von den Besuchern nicht verlassen werden. Offensichtlich war es unserem Guide zu warm und er zeigte wenig Lust, mit uns durch die Hitze zu stapfen. Motivationsarm zeigte er auf die Nester der hier zahlreich vorkommenden Blaufußtölpel. Seinen Namen verdankt dieser ganzgroße Vogel seinen grell blauen Füßen und seiner scheinbaren Ungeschicklichkeit bei seiner Fortbewegung an Land. Dabei ist er allerdings ein gewandter Flieger und Taucher. Die Hauptbrutsaison war bereits um und viele Nester waren verlassen. Vereinzelt standen noch Jungvögel herum und warteten sehnsüchtig auf die Elterntiere beziehungsweise auf die Fische, die die Eltern von ihrer Jagd mitbrachten.

Männchen und Weibchen besitzen beide die markanten blauen Füße. Das entsprechende Geschlecht ließ sich jedoch leicht an den Augen ausmachen, denn die Augen der Weibchen besitzen einen dunklen Pigmentring auf der inneren Iris, was ihre Pupillen größer erscheinen lässt. Die anwesenden Vögel zeigten an ihren Brutplätzen ein furchtloses Verhalten gegenüber uns Besuchern. Damit die Eier nicht überhitzen, ist es dringend notwendig, dass eines der Elterntiere zur Mittagszeit Schatten spendet. Eine Aufgabe, die offensichtlich nicht ganz einfach ist, denn formbedingt kugelten die Eier immer wieder unter den blaufüßigen Eltern hervor.

Am imposantesten war ein Pärchen, was gerade mit seinem Balztanz beschäftigt war. Das Männchen stolzierte vor dem Nistplatz auf und ab und stellt dabei seine blauen Füße zur Schau. Außerdem machte er dem umworbenen Weibchen kleine Geschenke in Form von Nestmaterial. Anerkennend wippte die Dame mit dem Kopf und beide



Tiere hoben ihre Schnäbel senkrecht nach oben und drehten die Oberseiten ihrer Flügel nach vorne. Dabei gaben sie ein weitgefächertes Spektrum an Geräuschen von sich.



Ein Landleguan, ein Drusenkopf, verweilte ebenso gelassen trotz der direkt an ihm vorbeigehenden Besucher wie zuvor die Tölpel. Er hatte es sich unter einer Opuntie, einer mächtigen Kaktee, bequem gemacht. Die Blüten und Früchte der stacheligen Pflanze dienen den Echsen als Wasserlieferant und Nahrung. Oft warten die schon gefährlich aussehenden Vegetarier tagelang darauf, dass eine der begehrten Früchte herunterfällt. Drusenköpfe sind große, schwer gebaute Echsen mit kräftigen Beinen und mit starken Krallen an den Füßen. Sie werden 1,20 Meter lang und sind gelb und braun gefärbt. Ein stacheliger Kamm zieht sich über den Nacken und den Rücken. Der Schwanz ist etwas länger als Kopf und Rumpf zusammen.

Während den Blaufußtölpeln ein sehr anspruchsloses Nest am Boden genügt, lieben deren Verwandte, die Fregattvögel, Nistplätze auf kläglich anzuschauenden Bäumen. Je nach Entwicklungsstufe sahen deren Jungtiere sehr unterschiedlich aus. Die jüngsten waren noch nackt

und erwarteten ein dünnes, weißes Daunenkleid. Das Gefieder und auch die Statur der Nachkommen ändert sich im Laufe des Heranwachsens. So verloren die fast ausgewachsenen Tiere büschelweise ihre grauen Daunen und ihr dunkelgraues Jugendgefieder kam zum Vorschein. Unweigerlich erinnerten diese unansehnlichen Halbstarke an die Geschichte vom hässlichen Entlein. Bis die Jungvögel ihre schwarzglänzenden Federn zur Schau tragen dürfen, vergehen noch weitere vier bis fünf Jahre. Dann entwickeln die geschlechtsreifen Männchen auch den charakteristischen Kehlsack. Während der Balz wird dieser weit aufgeblasen und signalisiert in einem leuchtenden Rot die Paarungsbereitschaft. Die Intensität der Farbgebung hängt von der Ernährungslage des Bräutigams ab und hilft so den Weibchen bei der Partnerwahl. Ist die Wahl getroffen, legt das Weibchen nur ein Ei.



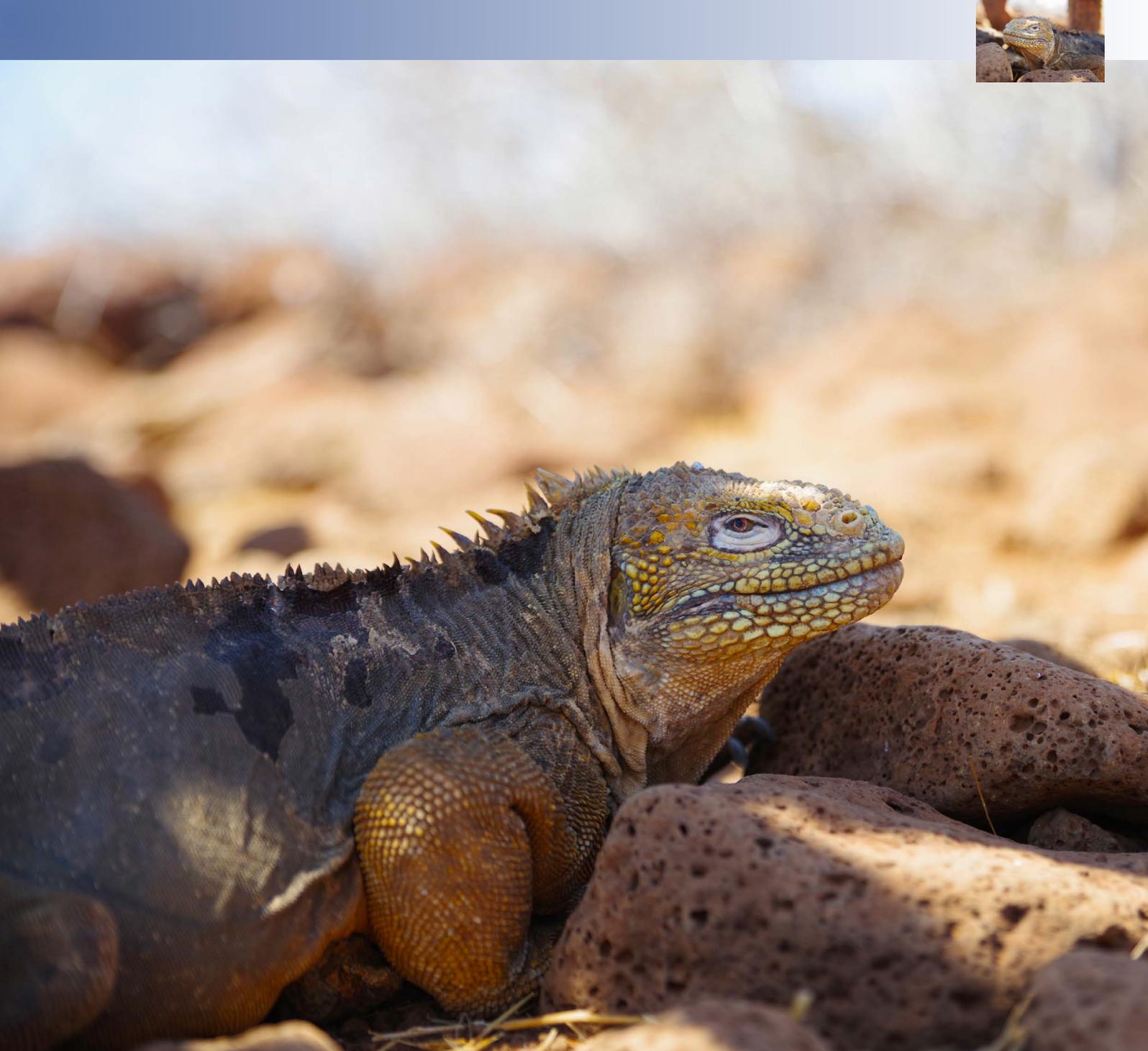
Das Futter für die eigene Ernährung und den Nachwuchs erbeuten die Fregattvögel auf dreierlei Weise. Sie jagen Meerestiere, möglichst ohne dabei ins Wasser tauchen zu müssen, also hauptsächlich fliegende Fische oder Fische, die von Haien oder Thunfischen gejagt aus dem Wasser springen. Sie plündern Vogelnester oder fressen frisch geschlüpfte Meeresschildkröten und letztlich gibt es den Kleptoparasitismus. Dabei jagen die Fregattvögel anderen Seevögeln ihre Beute ab. Von dem Jäger angegriffen lassen die auf der Flucht ihre Beute fallen, die dann der Fregattvogel mit akrobatischen Flugmanövern noch in der Luft fängt.

Immer wieder kam der Hinweis, wir sollten nicht so lange verweilen, es gäbe noch viel bessere Plätze zum Fotografieren. Hintergrund der Ansagen war und das wurde uns bald bewusst, dass der Guide wieder zum Boot zurück wollte, um bald Feierabend zu haben. Bessere Plätze zum Bilder machen kamen dann natürlich nicht und wir waren froh, an den „schlechteren Plätzen“ unsere Kameras genutzt zu haben.

Letztendlich tauchte dann auf den letzten Metern noch ein zweiter fotogener Landleguan auf. Diesem Drusenkopf, der uns nach gemachten Fotos zeigte, wie schnell er mit seinen muskulären Beinen im unwegsamen Gelände verschwinden konnte, hatte es unser Guide zu verdanken, dass ich mich nicht deutlich über ihn beschwert habe. Wir hätten uns einfach mehr Zeit auf dieser flachen Insel gewünscht, aber der Masse der Besucher und dem Guide war es wohl zu heiß.

An diesem Abend besuchten wir nochmals Rosas Grill und trafen dort auch auf Edison, der natürlich nachfragte, ob wir mit dem bisherigen Verlauf der Reise zufrieden wären. Wir erläuterten die Probleme bei der Suche nach dem Bus zur Sea Lion Yacht und erwähnten besonders die exzellente Tour mit Yazmany.





## Santa Fé

Schon vor dem Aufstehen freuten wir uns auf unseren zweiten Tag mit Yazmany, seiner Crew und natürlich, mit dem Küchenchef Daniel. Unsere Tauchausrüstung war noch von der Exkursion zwei Tage zuvor zurechtgelegt. Somit konnten wir umgehend mit der „Meine Steffi“ in Richtung der Insel Santa Fé starten. Diese, aus einem alten Schildvulkan entstandene Insel ist sowohl für die auf ihr beheimateten Drusenköpfe, die sich durch eine deutlich hellere Färbung von denen der anderen Vorkommen unterscheiden, als auch für seine guten Schnorchelareale bekannt. Yazmany ließ die Yacht in einer beschützten Bucht ankern. Zum offenen Pazifik hin ragte dort eine Landzunge ins Meer und hielt mit ihren Lavafelsen die hohen Wellen ab. Teilweise hatten inzwischen Baumkakteen darauf Fuß gefasst.

Auf dem angrenzenden Strand tummelten sich zu diesem Zeitpunkt etliche Seelöwen in allen Altersklassen. An den Felswänden hatten Blaufußtölpel und Möwen ihre Nester. Erneut wurden wir darauf hingewiesen zu den Tieren einen Sicherheitsabstand einzuhalten. Gerade die jungen Robben würden dazu neigen die Schwimmer als Spielkameraden anzusehen. Yazmany unterstrich diese Warnung mit dem Hinweis auf das Territorialverhalten der männlichen Paschas, welche auch unter Wasser den Tauchern gefährlich werden könnten.

Tatsächlich dauerte es nicht lange bis wir Besuch von den eleganten Schwimmern erhielten. Aber es war völlig unmöglich den Sicherheitsabstand einzuhalten. Mit ihren stromlinienförmigen Körpern kamen die Robben in hoher Geschwindigkeit auf einen zu, um dann kurz vor einer Kollision geschickt auszuweichen. Glücklicherweise waren es wirklich nur die Jungtiere die so mit uns spielten.

Wenn diese Jäger sich nicht in unserer Nähe aufhielten, schwammen wir immer wieder inmitten von farbenfrohen Fischschwärmen, so als würden wir dazu gehören. Aber auch, wie Tage zuvor, ertappten wir am Grund der Bucht Riffhaie und Rochen beim Schlafen. An den schlafenden Haien waren wir ganz dicht dran, nahe genug um die Raubfische ganz locker mit den Händen berühren zu können, das letzte bisschen Mut hinzulagen fehlte uns jedoch.



Besonders die Sichtung von Meeresschildkröten sprach sich per Handzeichen schnell rum und führte dazu, dass sich die Gruppe an der entsprechenden Stelle wieder sammelte. Was mir Yazmany dann aber zeigte war etwas ganz Besonderes. Tatsächlich konnten wir eine Meerechse dabei beobachten wie sie unter Wasser Algen und Tang von den Lavafelsen abfraß. Genau wie an Land, zeigte das Tier auch hier unter Wasser keine Scheu und so konnte Yazmany entspannt Fotos machen.



Dass alle nach zwei Stunden im Meerwasser Hunger entwickelt hatten und Daniel zwischenzeitlich wieder ein tolles Mahl in seiner winzigen Küche gezaubert hatte, brauche ich eigentlich nicht erwähnen. Erschöpft, getrocknet und gesättigt wurde nun die Sonne und die leichte Brise genossen. Nicht weit von dem bevölkerungsreichsten Ort der Galapagosinseln, Puerto Ayora entfernt, lag unsere letztes Ziel der Exkursion. Trotz der Nähe zur Stadt war der Playa Escondida nur mit einem Boot zu erreichen.

Nach der „Wet Landing“ mit hochgekrempeelten Hosenbeinen, was jedoch nicht viel nutzte, kamen wir auf einem Sandstrand der übersät war mit den Spuren der Meeresschildkröten die in der vorangegangenen Nacht hier im weichen Sand ihre Eier abgelegt hatten. Yazmany erklärte, dass aus denen tief im Sand angelegten Nestern in rund zehn Wochen die Schildkrötenbabys schlüpfen würden. Ihre Mutter würden sie wohl nie kennenlernen und sie wären von der ersten Minute nur auf sich gestellt.



Ein Stück weiter wechselte der Uferbereich von Strand mit feinem Sand zu einer Uferzone mit zerklüftete Lavafelsen. Dies war das ideale Habitat für die urzeitlich aussehenden Mini-Gorzillas. In Gruppen oder vereinzelt lagen die dunklen Leguane auf den Felsen um sich für den nächsten Tauchgang aufzuheizen. Hier konnten wir aus nächster Nähe beobachten wie die Tiere das im Wasser aufgenommene Meersalz über Drüsen neben den Nasenlöchern durch kräftiges Niesen ausschieden. Auch boten sich noch einmal die Gelegenheit einer ausgiebige Fotosession mit den Meererechsen. Ob in einer kleinen Gruppe arrangiert, posierend wie Straßengangster in einem Rapper-Video oder auch Fotomodel gleich mit hoch erhobenem Haupt direkt vor Heike die sich angstfrei den Echsen näherte. Zwischen dem Strand und den Felsen die bis weit ins Meer reichten lag noch ein kleines Mangrovenwäldchen dessen Bäume uns etwas Schatten spendeten, als wir einige Zeit auf die letzten Selfi-Fotografen, die sich nicht von den Leguanen trennen konnten, warteten.

Den Abend nutzten wir für letzte Besorgungen für die Daheimgebliebenen und ein letztes Dinner im wunderbaren Hotel.





## Letzter Tag

Heute hieß es Abschiednehmen von dem einzigartigen Naturparadies, dem Galapagos Archipel. Bereits am Frühstücksbuffet wurden wir etwas melancholisch. Gerne wären wir noch länger geblieben. Die gastfreundliche Art des Personals und die netten Worte der Hotelchefin machten uns den Abschied nicht leichter. Edison erwartete uns bereits als wir mit unserem leichten Gepäck vor die Tore des Hotels traten.

Bevor wir jedoch endgültig mit einem Airbus die Inseln verlassen würden, stand noch ein Besuch bei der Charles Darwin Forschungsstation auf dem Plan. Hier in Puerto Ayora befindet sich das Hauptquartier der „Charles Darwin Foundation for the Galapagos Islands“. Die Organisation wurde bereits in 1959 mit der Hilfe von IUCN, UNESCO und Naturschützern aus der ganzen Welt gegründet und hat sich die Erforschung und den Schutz der einmaligen Flora und Fauna des Weltnaturerbes als Ziel gesetzt. Neben der Erforschung der Natur, der Aufzucht von Riesenschildkröten wird hier von über 100 Wissenschaftlern, Lehrern, Freiwilligen, Wissenschaftsstudenten und Support-Mitarbeitern intensiv Umweltbildung betrieben.

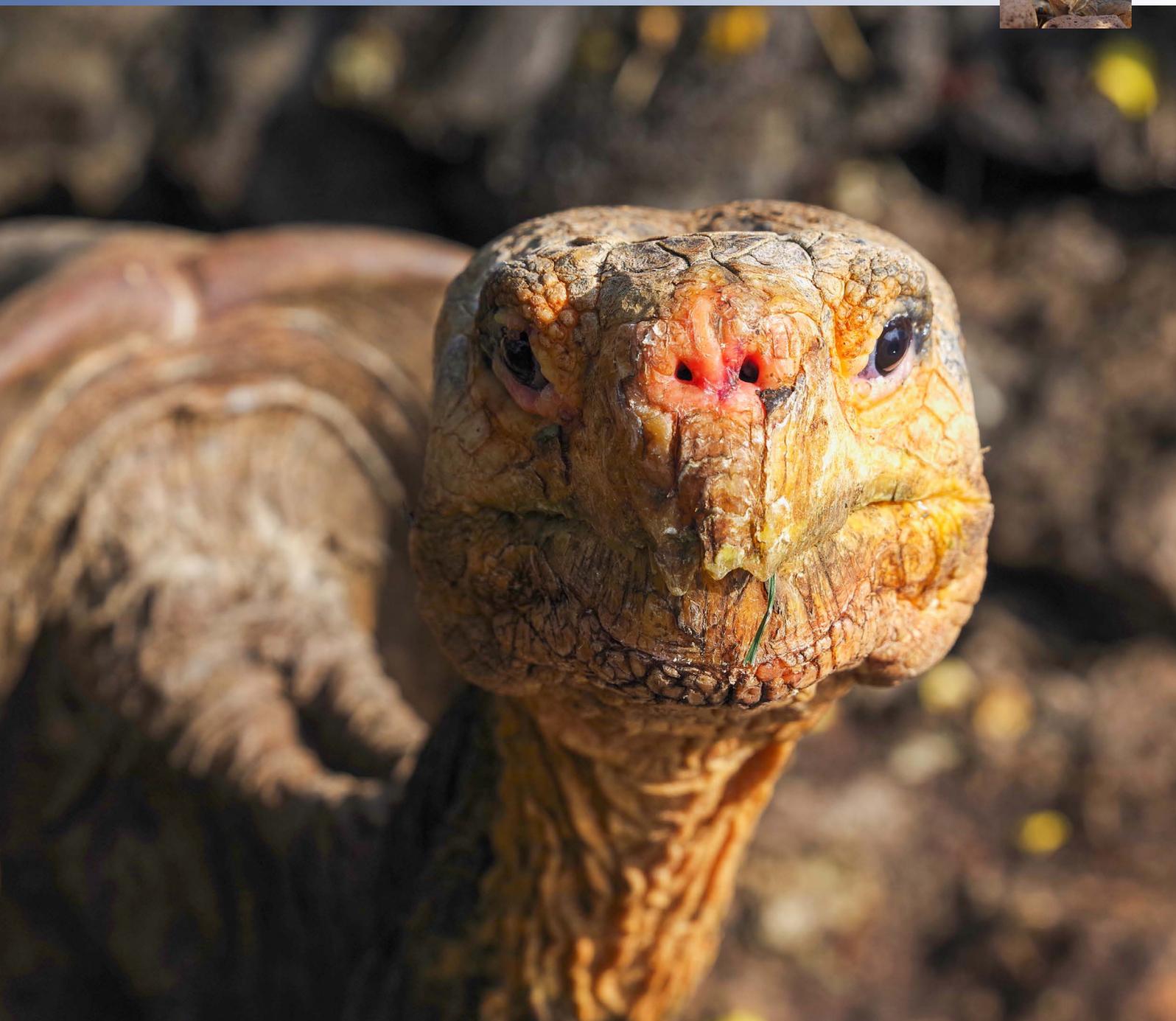
In verschiedenen Gehegen konnten wir die Landschildkröten in allen Größen und somit in jedem Alter sehen. Schön sortiert nach der für jede Insel spezifischen Art waren die Reptilien untergebracht. Im Alter von fünf Jahren werden die so aufgezogenen Tiere ausgewildert. Sowie die Panzerform als auch die Länge der Extremitäten waren an die Lebensverhältnisse durch Selektion angepasst. Lange Beine, langer Hals und Sattelförmiger Panzer zeichnete die Art aus, die sich hauptsächlich von höherwachsender Vegetation ernähren. Grasfresser hatten hingegen eher kurze Beine, und einen flacheren Panzer, zum abgrasen war ein langer Hals ja nicht von Nöten.

Die Tatsache, dass die Riesenschildkröten auch längere Zeit ohne Nahrung auskommen können, was bei den klimatisch bedingten Vegetationsverhältnissen auf Galapagos unweigerlich vorkommt, war seinerzeit die Ursache, dass diese Reptilien fast ausstarben. Piraten, Walfänger und andere Seereisende, liefen mit Ihren Segelschiffen die Inseln an um die leicht zu fangenden Tiere sofort abzuschlachten oder eben als lebenden Proviant mit an Bord zu nehmen. So wurden die Bestände nach der Entdeckung der Galapagos-Inselgruppe sehr stark dezimiert und fünf der 15 bekannten Arten komplett ausgerottet. Geschätzt wird, dass in den letzten zwei Jahrhunderten 100.000 bis 200.000 Tiere getötet wurden. Bei den noch existierenden Arten wird der Bestand heute auf insgesamt 12.000 bis 15.000 Tiere geschätzt.

Besondere Berühmtheit erlangte „Lonesome George“ der in 2012 als letzter seiner Art im Alter von ungefähr einhundert Jahren starb und somit die Unterart von der Insel Pinta ausstarb. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits seit Jahrzehnten das letzte Individuum seiner Spezies. Er entwickelte sich zu einer Symbolfigur der Galápagos-Inseln und ist auf vielen Souvenirs abgebildet. Nach seinem Tod wurde George im American Museum of Natural History in New York einbalsamiert und kehrte 2017 in seine Heimat auf die Galapagos-Insel Santa Cruz zurück. In einem eigens errichteten Gebäude, geschützt von Tageslicht und klimatisiert ist der Torso von dieser besonderen Schildkröte hinter Glasscheiben ausgestellt. Mit dem Wissen dieser Historie war es schon ein trauriger Anblick den der Lonesome George bei uns hinterließ.

Neben den Jungtieren gab es eine beachtliche Anzahl von Senioren auf dem Gelände. Eine offensichtlich sehr alte, und das ist in menschlichen Generationen gedacht, noch einmal doppelt so lange, Sattelschildkröte hatte es mir





angetan. Die reckte ihren vom Alter und die Strapazen des Lebens gezeichneten Kopf weit in die Höhe. Dabei machte es den Eindruck, als wäre sie alterskurzsichtig und möchte trotzdem alles genau mitbekommen. Sie war wahrlich keine Schönheit und ähnelte eher der Mutter des Außerirdischen aus dem Kinokassenschlagers von 1982 „ET“.

Ohne aufdringlich zu wirken, eher ganz entspannt, wies uns Edyson daraufhin, dass es Zeit wäre aufzubrechen um rechtzeitig die Fähre nach Baltra zu erreichen. So verließen wir die Forschungs-, Bildungs- und Zuchtstation um viele Informationen rund um die Schildkröten und ihre Inseln bereichert. Was es hier an Naturphänomene gab war schon beeindruckend, noch beeindruckender fanden wir, dass fast auf der gesamten Strecke von Puerto Ayora bis zum Fährhafen, und das sind immerhin vierzig Kilometer, Bürgerinnen und Bürger mit Sack und Pack unterwegs waren um den Straßenrand zu mähen, von Abfall zu befreien und alles hübsch zu gestalten. Mit Pickups abgereist und mit Schubkarren, Macheten und anderem Werkzeug gelang das gemeinsam recht gut und zügig. Edyson erklärte uns, dass dies regelmäßig geschähe, wenn der Bürgermeister die Bevölkerung dazu aufrufen würde. Dies sei ein Teil des tiefgehenden Verständnisses zum Erhalt der Natur und somit der Lebensgrundlage der Menschen hier.

Am Fährhafen erwartete uns eine Schülergruppe aus Skandinavien auf dem Weg zum Flughafen. Das Fährboot füllte sich entsprechend schnell. Aufregung kam auf, als eine deutsche Familie, deren Mutter aufgrund eines etwas überstrapazierten Terminplan völlig aus dem Ruder lief, dringend noch auf das Boot wollte. Ihr wurde nachgegeben, obwohl ein Großteil der hier Wartenden sicher denselben Flieger erreichen wollte. Schließlich gab es nur zwei Maschinen die an diesem Tag von Baltra aus abflogen und dies in einem Zeitfenster von gerademal einer Viertel Stunde.

Edyson brachte uns noch in die Abflughalle und wir verabschiedeten uns von ihm und einem der letzten Naturparadiese. Im Auftrag eines Freundes hatte ich sowohl von Bartholomé als auch von Santa Cruz kleine rote und schwarze Lavasteine eingesammelt. Was soll ich sagen, natürlich wurden diese vom Zoll entdeckt und konfisziert. Jegliche Ausfuhr von allem war untersagt und dazu gehörten auch die Steinchen. Immerhin hatte ich bereits welche vom Cotopaxi und Chimborazo eingesammelt und in unseren Koffern die wir in Guayaquil deponiert hatten verstaut. Auf dem Fußweg von der Abflughalle zum Flieger bot sich jedoch eine Chance und so bückte ich mich um einen meiner Schuhe neu zu binden und schwupp waren die Verluste der Zollstation wieder ausgeglichen.

Genauso ereignislos wie der Hinflug erfolgte auch der Flug zurück nach Guayaquil. Am Flughafen wurden wir von Jorge abgeholt der uns bereits fünf Tage zuvor zum Flughafen gebracht hatte. Zurück im Wyndham Hotel, Puerto Santa Ana, erhielten wir beim Einchecken unsere Koffer aus der Aufbewahrung wohlbehalten zurück und konnten wieder unser Zimmer beziehen.

Da es noch früher Nachmittag war beschlossen wir noch eine Sightseeingtour per pedes durch die Großstadt zu machen. Zum Glück lagen die interessantesten Plätze der Stadt in gut erreichbarer Nähe des Hotels. Unser Weg führte uns zuerst entlang des Flussufers in Richtung Stadtzentrum. Schon bald begegneten uns an einer Promenade die ersten grünen Leguane. Als ich einem der beiden Tiere mit meiner Kamera zu nah kam, flüchtete das Reptil nicht etwas, sondern drohte mir mit einem kräftigen Kopfnicken und nahm eine Haltung ein die seine Größe unterstrich. Unbeeindruckt und ohne weitere Einwilligung des schuppigen Gesellen machte ich die von mir gewünschten Fotos. Er verzog sich auf einen der Bäume, auf denen zahllose Möwen saßen und fleißig die Flächen darunter mit Kot weiß bekleckerten. Wir versuchten genau diesem aus



dem Weg zu gehen und erreichten kurz darauf das Viertel Las Peñas. Dieses Gebiet gehört zu den ältesten und schönsten Vierteln in Guayaquil. Bunte Häuschen zierte die Straßen in denen sich unzählige Cafés, Restaurants, Läden und Bars befanden. Die florierende Kunstszene war allgegenwärtig. Wandmalereien, Skulpturen, Plastiken waren draußen und Gemälde in Galerien zu bewundern.

Ab und an bot sich zwischen der Bebauung hindurch der Blick auf den Stadtteil Santa Ana der am gleichnamigen am Berg liegt, der von einer riesigen, runden elektronischen Werbetafel und über zehn Masten für die Versorgung mit Internet und Telefon gekrönt war. Die Besteigung des Gipfels dieses Berges sollte den Abschluss unserer Stadtwanderung werden. Aber bis dahin lagen noch einige Kilometer vor uns. Wir folgten der Malecón 2000, einer Promenade mit Blick auf den Fluss Guayas. Dabei handelte es sich um ein erfolgreiches Stadterneuerungsprojekt am Westufer des Flusses.

Auch hier gab es einige Kunstwerke und Installationen zu bestaunen. Auf einem riesigen Plakat, und riesig heißt in diesem Fall mehrere Stockwerke hoch und entsprechend breit, prangte ein expressionistisches Abbild einer Krankenschwester mit Stethoskop und Mundschutz. Eine Hommage an die Held:innen im Kampf gegen die Covid-Pandemie, die in Teilen Ecuadors zahlreiche Opfer gefordert hatte. So gab es auch hier am Rande des Vergnügungsparks, Test- und Impfstationen die auch gut angenommen wurden.

Eine recht neue Errungenschaft für die Mobilität in der Metropole war eine Seilbahn, welche die Vorstadt Duran mit dem Zentrum Guayaquil verbindet. Mit der Aerovia können die Fahrgäste die über vier Kilometer lange Strecke über den Fluss in 17 Minuten zurücklegen. Die Busverbindung benötigt im Verkehrschaos der Stadt fast eine Stunde. Solche Bahnen werden inzwischen vermehrt in

Metropolen projektiert. Wir hatten leider zu wenig Zeit dieses Verkehrsmittel zu nutzen.

Auf der einen Seite der Promenade floss der Rio Guaya träge dahin. Auf der anderen Seite floss der Straßenverkehr auf dem Boulevard Simón Bolívar aufgrund der Verkehrsdichte zumeist ebenso träge dahin. Es gab auch hier gastronomische Angebote und so nutzen wir die Gelegenheit im Außenbereich Getränke zu bestellen. Modern und kindgerechte Spielflächen zogen zahlreiche Familien an und ganze Armaden von Kinderwagen kreuzten auf dem durchweg breiten Spazierweg.

Bevor wir in die Stadt abbogen erreichten wir das prominente Denkmal für Bolívar und San Martín. San Martín, im heutigen Argentinien geboren und in Spanien zum Offizier ausgebildet ergriff immer mehr Partei für das Unabhängigkeitsstreben der spanischen Kolonien in Südamerika. Er erkämpfte die Unabhängigkeit Perus und bat dabei den venezolanischen General und Revolutionär Simón Bolívar um militärische Unterstützung. Die beiden Revolutionäre waren sich allerdings in Fragen der Regierungspolitik uneinig. Während San Martín eine Monarchie anstrebte, hielt Bolívar an der Errichtung einer Republik fest. Am 26. und am 27. Juli 1822 versuchten die beiden führenden Personen der Unabhängigkeitskriege, die Differenzen bei Treffen in Guayaquil zu beseitigen.

Hier wechselten wir von dem Malecón 2000 über den Boulevard in die Innenstadt. Die prachtvollen Gebäude der „Universidad de las artes“ und von weiteren öffentlichen Einrichtungen oder internationalen Handelsagenturen säumten die mehrspurige Straße. Dazwischen führten Fußgängerzonen vom Fluss weg. Vorbei an einem Denkmale für die Parlamentarier der ersten Stunde welches an das berühmte Treffen von Patrioten, die sich zugunsten der Unabhängigkeit von Guayaquil am 1. Oktober 1820 trafen und dem Standbild vom General Antonio José de

Sucre, einem südamerikanischen Freiheitskämpfer und erfolgreichen General unter Simón Bolívar, erreichten wir die Kreuzung weitere Prachtbauten im Stile der ehemaligen Kolonialmächte. Die aus Stein und Beton Anfang des 20. Jahrhunderts errichteten Gebäude entstanden nachdem ein Großteil der aus Holz und Bambus gefertigten Häuser einer Feuersbrunst im Jahre 1896 zum Opfer gefallen waren.

Unser Ziel war nun der Parque Seminario, im Volksmund auch Platz der Leguane genannt. Direkt vor der Catedral Católica Metropolitana de Guayaquil und um ein Reiterstandbild, dem Monumento a Simón Bolívar, angelegt, ist dies eine kleine grüne Oase im Großstadtdschungel. Grün war dabei nicht nur die Vegetation, sondern auch die Leguane die dort ungeniert frei herumlaufen. Die Echsen verhalten sich fast wie bei uns die Stadtauben. Sie wurden von Passanten mit Salat gefüttert und versuchten auch Essbares, was nicht für sie vorgesehen war, zu ergattern. Wir erlebten so einen Überfall hautnah.



Eine Familie die im Park unterwegs war entschloss sich auf einer Parkbank eine Rast einzulegen. Die Mutter reichte ihrem Sohn aus ihrer Einkaufstasche etwas zum Essen. Sofort erkannte eine der Echsen die Sachlage und nutzt die Situation zu einem Überfall auf die Frau aus. Sie erklimmte die Beine und versuchte die Tasche zu erobern. Während ihr Mann das Geschehen mit seinem Mobiltelefon filmte, der Sohn erschrocken und wie versteinert dem Ganzen zusah, versuchte sich die Frau den übergriffigen Leguan erwehren ohne dabei die Tasche zu verlieren. Letztlich gab das Reptil nach und legte sich gemütlich neben die Frau auf die Parkbank. Dies spielte sich innerhalb weniger Momente ab und hinterließ eine verstörte Mutter, einen erheiterten Vater und einen ganz entspannten Leguan.

Auch wir näherten uns, mit einiger Vorsicht, den Tieren. Während ich fütterte, traute sich Heike die schuppigen Kreaturen zu streicheln. Ob sie diese Streicheleinheiten genossen ließ sich an deren Reaktionen nicht ablesen, zumindest war es ihnen nicht unangenehm. Diese Kolonie der großen, grünen Leguane mitten in einer der größten Metropolen Südamerikas war schon eine Besonderheit.





Der Nachmittag neigte sich dem Ende zu uns nach und nach erklommen die Reptilien die Bäume um dort ihre Schlafplätze aufzusuchen. Vor dem Schlafen hatten sie die unangenehme Angewohnheit ihre Blase zu entleeren. Damit war für uns die Zeit gekommen unseren Stadtrundgang fortzusetzen.

So näherten wir uns dem Berg mit dem Leuchtturm, dem Stadtteil Santa Ana. Die Strecke zog sich ziemlich in die Länge und der Besuch einer großen Markthalle mit Ständen für Textilien und Produkte des Kunsthandwerks benötigte auch seine Zeit. Obwohl im Karree wie auf einem Schachbrett angeordnet, brachte uns die schiere Menge an Ausstellungsständen und deren breitgefächertes Angebot etwas aus der Orientierung. Da die Halle lediglich über zwei Ausgänge verfügte, zumindest haben keine weiteren entdeckt, galt die Herausforderung einen entsprechenden zu finden. Außerhalb waren die kulinarischen Stände aufgebaut. Damit wurde verhindert, dass die Verkaufswaren nach Frittierfett rochen. Sehr appetitlich und zugleich exotisch erschienen uns die Spieße mit Würstchen und Banane.



Inzwischen befanden wir uns am Fuße des Berges Cerro Santa Ana. Auch schienen uns die vor uns liegenden engen Straßen geeignet dessen Gipfel zu erklimmen. Noch bevor wir in eine dieser Wege einbiegen konnten wurden wir von zwei Polizisten angehalten. Wortreich in Spanisch und Englisch erklärten sie uns, dass dieses Gebiet für Touristen ungeeignet wäre. Aufgrund von hoher Kriminalität sei dieser Bereich für Besucher gesperrt. Sie erklärten uns wie wir unser Ziel erreichen könnten ohne uns in Gefahr zu begeben.

Zum Thema Kriminalität gibt es was Guayaquil betrifft einiges zu erläutern. Als Hochseehafen ist die Stadt nicht nur der größte Umschlagplatz für Obst, Gemüse und Schnittblumen, sondern auch der bedeutendste Handelsplatz für die aus Kolumbien illegal eingeführten Drogen. Mächtige Drogenkartelle beherrschen große Teile der Stadt und fast täglich gibt es gewalttätige Auseinandersetzungen die zumeist mit Schusswaffen ausgetragen werden. Gerade die intensiven Anstrengungen der USA in Kolumbien den Drogenhandel einzudämmen haben zu dieser Verlagerung geführt.

Vorbei an einem Feuerwehrmuseum vor dem, aus Bronze gegossen, die Köpfe der obersten Brandschützer aufgereiht standen, erreichten wir den Fuß der Treppe die es nun zu erklimmen galt. Eine Einheit der örtlichen Polizei stand in Reih und Glied und sorgte so für die für jedermann sichtlich Präsenz der Staatsgewalt. Ob diese Anwesenheit der Tatsache geschuldet war, dass just als wir ankamen eine Art Volkslauf 465 Stufen hinauf zum Leuchtturm und anschließend wieder zurück kurz vor dem Start war, oder die Polizei wegen der Touristen täglich in dieser Stärke aufmarschiert ließ sich nicht in Erfahrung bringen. Wir fühlten uns jedenfalls besonders behütet.

Der Santa Ana Hügel ist hier ein ganz besonderer Teil, denn man kann die 465 Stufen der Treppe zum Hügelkamm erklimmen. Oben angekommen wird der Besucher mit einer wunderschönen Aussicht über die Stadt und die bunten Häuser des Viertel belohnt.

Noch vor dem Startschuss machten wir uns auf den Weg die Treppen hoch. Auf jeder der vielen Stufe war ein Messingschild angebracht auf der eine laufende Nummer eingestanzt war. Entlang dieser aufsteigenden Promenade gab es zahlreiche touristisch geprägte Geschäfte die das Vorankommen etwas behinderten. Da wir außer Konkurrenz den Leuchtturm erreichen wollten, waren diese Pausen nicht hinderlich.



Nach einiger Zeit hatten wir den Aufstieg dann geschafft, vor den Letzten des Volkslaufs, aber deutlich nach den Ersten, die uns zwischenzeitlich bereits zum zweiten Mal überholt hatten. Heike weigerte sich partout nach den erklommenen 465 Stufen hinauf zum Plateau auf dem der hellblau weiß gestreifte Leuchtturm „Faro Las Peñas“ und die Kirche „Iglesia del Cerro Santa Ana“ stand, auch noch

die Wendeltreppe im Turm zu besteigen. Während sie die Gelegenheit nutzte sich bequem auf einer der Parkbänke auszuruhen, konnte ich die Aussicht auf die Hotels am Ufer und das bunte Häusermeer an den Berghängen von weiter oben genießen. Natürlich statteten wir auch der kleinen Kirche einen Besuch ab bevor wir den Rückweg antraten.



Inzwischen sank die Sonne, wie in Äquatornähe üblich recht schnell dem Horizont entgegen. Auf dem letzten Stück zu unserem Hotel auf einer gepflasterten Straße zwischen alten bunten Häusern gerieten wir in eine Fotosession. Im dezenten Licht unseres untergehenden Zentralgestirns machte ein Team Aufnahmen einer jungen Frau mit wehendem Rock und mit Luftballons in der Hand. Natürlich nutze auch ich die Chance das gestellte Set abzulichten.

Ein letztes Abendessen in Ecuador, eine letzte Nacht in diesem so unterschiedlichen Land und ein allerletztes Frühstück im Nobelhotel in Guayaquil und unser Urlaub neigte sich endgültig dem Ende zu.



Noch ein letztes Mal durften wir die Gastfreundschaft der Ecuadorianer erfahren. Jorge von der hiesigen Reiseagentur holte uns am frühen Vormittag am Hotel pünktlich ab. An diesem Morgen war das Wetter alles andere als schön. Trüb und verregnet, so dass wir auch keine Lust verspürten, vor unserer Abholung noch etwas zu unternehmen.

Alle Koffer waren gepackt und dabei hatten wir penibel auf die verschiedensten Bestimmungen geachtet: scharfe Gegenstände in die Koffer, Akkus und Ähnliches in das Handgepäck, Laptop hingegen, trotz eingebautem Akku in einen der beiden Koffer. So sollte den Kontrollen nichts mehr im Wege stehen. Auch die Lavasteine hatte ich irgendwo zwischen die Wäsche gepackt.

Die Einreiseprozedur für Spanien hatten wir bereits online erledigt und uns die entsprechenden QR-Codes auf den Mobiltelefonen gespeichert. Von unserer elektronischen Anmeldung der Rückreise nach Deutschland hatten wir nie mehr eine Rückmeldung erhalten, was uns zum einen nicht wunderte und zum anderen keine Sorgen bereitete. In Frankfurt angekommen, würden wir es in unserer Muttersprache schon schaffen, die Einreise hinzubekommen. So sollte alles problemlos laufen.

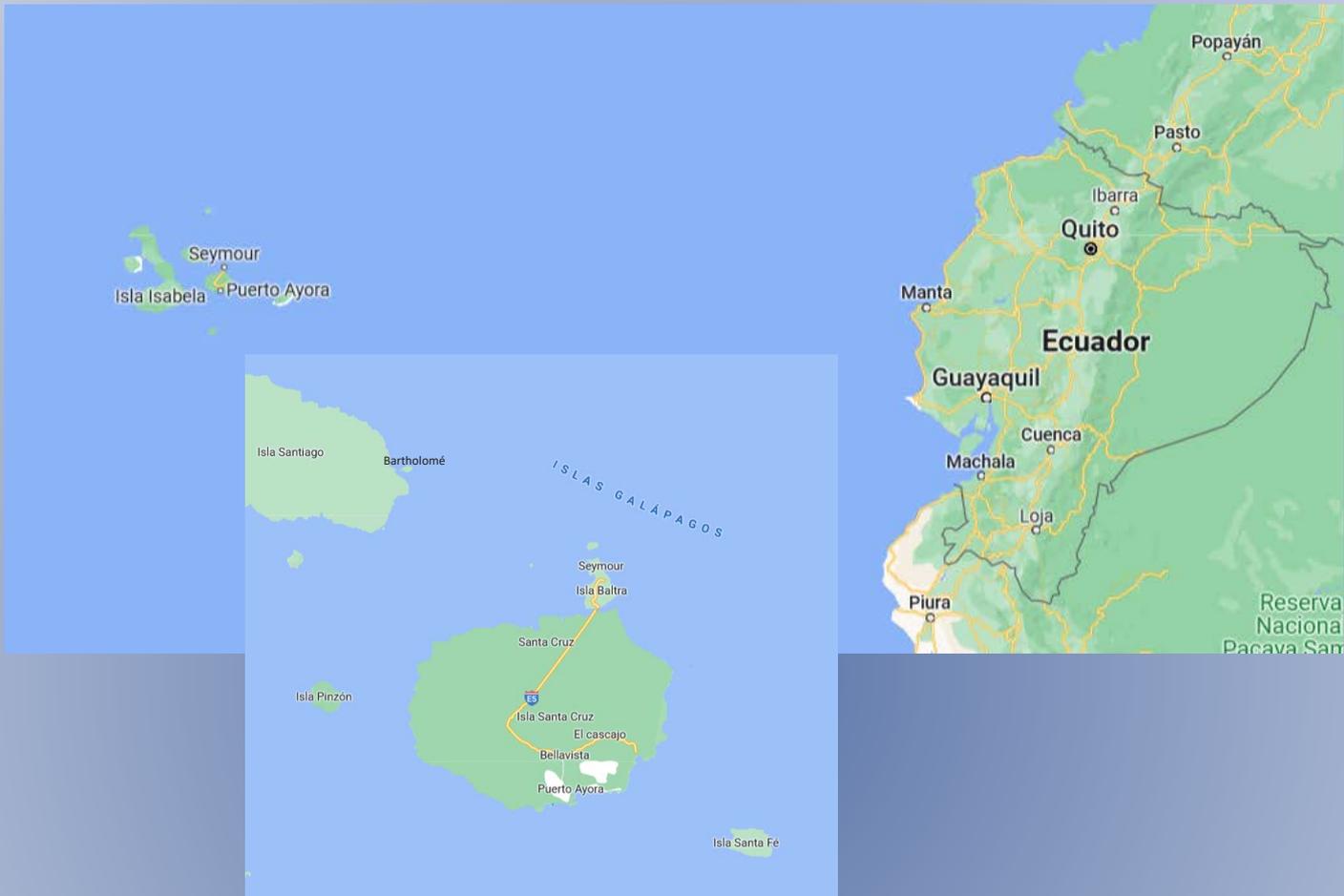
Auch diesmal war uns Jorge eine große Hilfe am Flughafen. Mit ihm ging das Einchecken bedeutend schneller, als wenn wir uns mit unseren rudimentären Sprachkenntnissen an den verschiedenen Schaltern, die wir durchlaufen mussten, durchgefragt hätten.

Nach so einer ereignisreichen Reise war der Rückflug kaum erwähnenswert. Der damals aktuelle James Bond lief und ansonsten galt es, die vielen Eindrücke der Reise in unseren Köpfen nochmal Revue passieren zu lassen. Beim Umsteigen in Spanien wurde uns schlagartig bewusst, dass wir uns in wenigen Stunden zurück im nasskalten Winter von Hessen wiederfinden würden.



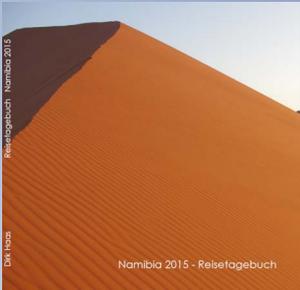






In der Serie der Reisetagebücher sind bisher erschienen und sind bei uns erhältlich:

Namibia



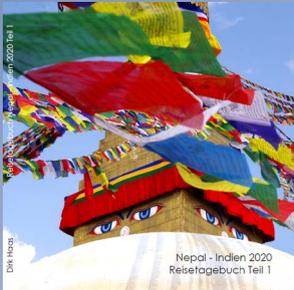
Südafrika, Namibia, Botswana



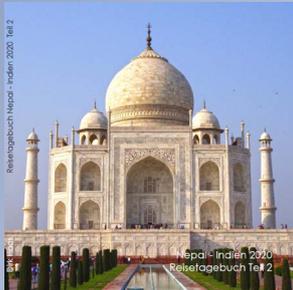
Borneo



Nepal



Indien





Dieses Buch ist nicht verkäuflich.  
Aber wenn Sie nun, nachdem Sie am Ende des Reisetagebuches angelangt  
sind, das Gefühl haben es hätte sich auch gelohnt das Buch käuflich zu  
erwerben, möchte ich Sie um eine angemessene Spende bitten:

CLaSH Windhoek, Kindertagesstätte für gehörlose Kinder  
Commerzbank AG DE15 3008 0000 0211 3508 12

Impressum:

Text, Layout: Dirk Haas  
Bilder: Dirk & Heike Haas  
Zeilstraße 8, 35418 Buseck